

3091

720

E. f. 202.

Prinzessin Paulina

oder

Gattin, Mutter und Ursulinernonne
zugleich.

Aus den Memoirs des Grafen R * * *
mit der aschgrauen Maske.

Rudolstadt,
bei Langbein und Klüger.

1800.



Goe 56

[Ignaz Ferokimond Arnold]
[= Theodor Fichtner und Kajetan Fichtner]

240/25



Ich theile hier in diesen Blättern dem Leser eine Geschichte mit, die trotz dem Gepräge des Sonderbaren, das sie trägt, dennoch genau wahr ist.

Die Papiere kamen auf eine sonderbare Art in meine Hände; und ich gebe sie dem Leser so, wie ich sie erhielt. Ich habe nichts daran geändert — nichts verbessert. Als ich sie erhielt, lag alles durcheinander. Nöthig war es also, sie so zu ordnen, daß der Faden der Geschichte in seiner Ordnung fortlaufe. Dieses letztere allein habe ich gethan. Den Anfang dieser Begebenheit beschreibt der Graf selbst in seinem Tagebuche. Da wo die

tes unvollständig wird, benutzte ich die Handschriften des Vater D * * * Beichtvaters am Ursuliner Kloster, die dieser dem Grafen als Schlüssel zur Auflösung seiner Geschichte ins Gefängniß brachte, und die letzte Beichte der Ursulinernonne. Ich nenne also von dem Ganzen nichts mein, als die Ordnung der Begebenheit.

Como, den 4. März.

Fuigi M * * *.

Wenn

sterben muß — mit Schande gebrandmarkt, im Kerker! Jahre lang habe ich hier in diesen schwarzen Mauern geschmachtet; hoffte auf Rechtfertigung — auf Rettung wenigstens! ach sie ward mir nicht. Hier ende ich vergessen von jedem — Kein Grab wird meinen Freunden mein Andenken je erneuern, in Kalt geworfen, werden meine Reste verstieben, und in kurzer Zeit aus dem Reiche der Körperwelt gebeizt seyn. In der Geschichte unsers Hauses wird eine Lücke entstehen, die meiner Verwandten späteste Nachkommen schamroth machen wird, wenn sie eine Tradition mit dem Namen eines Hochverräthers ausfüllt. Gott! wie ist dies Gefühl so bitter! Der Kapuziner, Vater, der Dir diesen Brief und dies schwarz gestiegelte Paket zustellen wird, ist mein Beichtvater, ein ehrlicher Mann, und mein einziger Freund gewesen, den Inhalt dieser Briefe weiß er nicht. Er war es, der mir ein Schreibzeug verschaffte, ihm allein dank' ich das Glück, daß ich mich noch einmal mit Dir unterhalten, daß ich Abschied von Dir nehmen kann. Du erhältst in diesem Pakete die Geschichte meines Unglücks. Urtheile Du darüber, ob der König gerecht ist. Das Criminal, Gericht hatte streng geurtheilt: Ich sollte mein Leben auf dem

dem Rade endigen — Aber der König läßt mir den Tod im Gefängnisse geben; längst bin ich bey'm Volke vergessen. Der Einzug der Franken, die Rebellion der Lazzaronen geben ihm mehr Unterhaltung. Wofür mich noch einmal dem Volke zur Schau preisgeben, das seit kurzem so sehr an Greulscenen gewöhnt ist, daß ihm ein solcher Austritt ganz gleichgültig ist? wofür unser Haus von neuem kränken, das ohnehin tief genug gebeugt ist? Es ist so besser, ich schleiche still aus der Welt, in der ich schon vergessen bin. — Doch ich bin weitsäufig geworden, und die Zeit meines Lebens ist doch so kurz, daß ich nicht einmal der Stunden mehr viele zählen kann. So verständeln wir unsre Lebenszeit mit Nebendingen, ohne zu bedenken, wie wenig uns Raum beschieden ist, zu unserm wahren Zwecke zu gelangen. Die Zeit des Scheidens naht — Ich erwarte meinen Beichtvater, der mich zu jener großen Reise vorbereiten wird — Leb wohl.

Kastell Vecchio, ohnweit Neapel, am Tage meiner Hinrichtung, den 11. November 1799.

Dein Freund

M * * *

A 4

Jch

Ich soll Sie kennen, und weiß doch nicht, wo ich Sie hinhun soll, sagte ich zu Benedig einem jungen Manne in schwarzer Kleidung mit einem Scharlach-Mantel, der eben aus einer Gondel am Rialto trat, und mich eine Weile angesehen hatte, als suche er einen ehemaligen Bekannten aus mir herauszufinden.

Auch Sie sind mir nicht fremd, sagte er freundlich zu mir; wenn ich nicht irre, so sind Sie Marchese Rinaldo —

Und ich müßte mich sehr irren, gab ich ihm zur Antwort, wenn ich den Signor Zamponi nicht vor mir sähe. —

Errathen, errathen! Marchese, sagte er, indem er mir die Hand drückte; Es freut mich, daß Sie Ihre alten Bekannten nicht vergessen.

Ich werde Sie nie vergessen können, Zamponi, Sie sind mir zu merkwürdig geworden, wo kommen Sie izt her?

Stille! stille, Marchese! Sie bedenken nicht, daß wir auf offner Straße, daß wir von allen Seiten mit Hörhern umringt sind — Ich will Sie diese Nacht besuchen — dann ein mehreres — wissen Sie, wo ich wohne?

Ich

Ich will zusehn, ob ichs errathe. — Und damit eilte er über die Brücke hin. Mir war sonderbar zu Muthe, als ich diesen Menschen wieder sah. Ich wußte gewiß, daß er mir Aufschlüsse über alles geben konnte, und mußte eben so, gewiß zweifeln, ob er mir die reine Wahrheit beichten würde. Ob er sein Versprechen halten, ob er wirklich kommen werde, auch daran mußte ich zweifeln. „Ich will sehn, ob ich ihre Wohnung errathe, war seine Antwort — Zweydeutiger konnte sie nicht seyn; und doch wünschte ich, daß er kommen möchte. Gedankenvoll gieng ich längs dem Kanale hin, betrachtete die Gondeln, wie sie einander vorbey kreuzten, und verlor mich in Betrachtungen über meine Abenteuer, deren ich keines mit dem andern zusammen reimen konnte. Ich wußte, daß der Herzog um das Geheimniß meiner Liebe mit seiner Tochter wisse und daß er absichtlich geschwiegen habe, weil er ein Feind von allen Erklärungen ist, ich konnte durch ein und das andre auch allensfalls muthmaßen, daß er mir mit allem Fleiße Hindernisse in den Weg lege, die, so entfernt sie auch mit meiner Liebe zusammen zu hängen schienen, bey genauerm Nachforschen doch ganz richtig berechnet waren, und, wenn nicht gleich,

in der Folge doch gewiß, ihre Wirkung nicht verfehlen konnten. Er wollte seiner Tochter, die er, aus politischen Verhältnissen, dem Prinzen von M—o bestimmt hatte, durch eine gewaltsame Trennung unsers geheimen Verständnisses nicht wehe thun, noch mich durch irgend eine Art zurückstossender Antwort zum Mißvergnügen reizen, weil er nicht gern das freundschaftliche Vernehmen seines Hauses mit dem Unsrigen aufheben wollte. Er stellte sich also, als wisse er im geringsten nichts von unserm Verständnisse, wirkte aber desto überzeugter im Stillen, indem er es dahin zu bringen suchte, unsre Herzen von einander nach und nach so zu entfernen, daß am Ende jedes des andern überdrüssig und beyde Theile mit einander mißvergnügt von selbst von einander abgehn, und ihre gegenseitigen Verhältnisse auflösen sollten. Dann erst glaubte er, daß der Zeitpunkt da seyn würde, bey seiner Tochter den Prinzen M—o einzuführen, und gewiß zu seyn, daß sie ihn dann lieben und aus Neigung ihre Hand ihm reichen werde. So suchte er die Fesseln der Convenienz unter den Rosenguirlanden der Liebe zu verbergen. Es war sicher, daß die Prinzessin dem Prinzen nie Gehör gegeben haben würde, daß sie ihn gehaßt,

ver-

verabscheut, daß sie mich nur desto heftiger geliebt haben würde, wenn der Herzog die Bekanntschaft mit dem Prinzen zu einer Zeit mit ihr hätte anspinnen wollen, da sie mich so innig, so ganz allein in der weiten Schöpfung liebte. Sie würde den Prinzen als den Störer unsrer Liebe ewig gehaßt, und mit mir das äußerste gewagt haben, wenn sie mit dem Plane in seinem ganzen Umfange bekannt gewesen wäre. Aber so schien man sich nicht um uns zu kümmern, der sonst alles wissende Hof schien es nicht einmal von ferne zu ahnen, daß ich mit der Prinzessin in Verhältnissen stehe.

Es ist wahr, wir handelten mit aller nur möglichen Vorsicht, und an uns lag es gewiß nicht, wenn durch den Zufall etwas entdeckt worden war, weil wir uns auf alle mögliche Fälle vorgesehn hatten. Eben dieses Bewußtseyn machte uns sicher, und die anscheinende Sorglosigkeit des Hofes schläferete uns ein; wir ahneten nichts von Trennung, eben da, wo man am eifrigsten daran arbeitete. Die Ehrensache, in die man mich verwickelte, war der erste Schritt, der mich bestimmen mußte, den Hof und die Gegend zu verlassen — der erste

erste Schritt zur Trennung von der Geliebten. Der Herzog that sehr viel in dieser Sache für mich, er machte sich in den Augen der Menge der Partheylichkeit für mich schuldig. So schien mirs — aber er hätte mit weit minderm Anschein irgend einer Partheylichkeit weit mehr für mich thun können, das finde ich igt, je mehr ich der Sache nachdenke, immer deutlicher; und daß die angenommene Partheylichkeit des Herzogs nicht viel mehr, als Grisaffe gewesen seyn mochte, liegt mir igt deutlich vor Augen.

Ich hatte seit meiner Entfernung vom Hofe nicht die geringste Nachricht von dort aus erhalten, und war desto begieriger auf das, was ich vielleicht diese Nacht von Zamponi erfahren würde.

Der Tag war mir zur unerträglichen Last. Ich sah der Nacht sehnsuchtsvoller entgegen, als ein verliebter Abentheurer. Ich wußte, daß Zamponi meine Verhältnisse genau, vielleicht besser als ich selbst, kannte, und konnte, wenn er Wahrheit reden wollte, Aufschlüsse in Menge von ihm erhalten.

Es

Es ist gut, daß Sie kommen, rief mir mein Kammerdiener entgegen, als ich zu Hause ins Zimmer trat. Ich war bald des Todes für Schrecken, —

Ueber was? fragte ich ihn erstaunt.

Ihr Herr Vater war da.

Mein Vater? Mensch! bist du rasend?

Ja ja, Marchese, Ihr Herr Vater —

Ohnmöglich — er liegt am Tode, ist vielleicht ist, da wir von ihm sprechen, nicht mehr — Noch mehr, er weiß meinen izzigen Aufenthalt nicht, wie soll er herkommen?

Ich sage Ihnen, er war da —

Mensch! in deinem Gehirne muß es fürchterlich aussehen. Du siehst Geister — rede — rede — wo gieng er hin? was sagte er?

Nichts — er schrieb dort auf jenes Blatt, das auf Ihrem Pulte obenauf liegt —

Unwillkürlich sprang ich zum Pulte und prallte erstaunt zurück, als ich das Blatt mit den mir so bekannten theuren Zügen von meines Vaters Hand erblickte. Ich traute meinen Augen kaum, aber ich hatte das Blatt in der Hand, und es waren und blieben meines Vaters

Vaters Züge. Ich las, und taumelte ohnmächtig auf einen Stuhl. Als ich wieder zu mir kam, glaubte ich: alles sey ein Traum gewesen, aber bald überzeugte mich das Blatt, das mir bey meinem Hinfinken aus der Hand gefallen war, von der furchtbaren Wahrheit. Ich nahm das Blatt auf, las es, durchlas es nochmals und sein Inhalt brennte auf meiner Seele.

Unglücklicher!

„Der Du taub für die Stimme der Vernunft glänzenden Phantomen nachjagst, alles aufopferst Deinem kindischen blinden leidenschaftlichen Wahne; Nicht achtest der Bitten des Vaters, Dich nicht warnen lässest, durch die öftern unglücklichen Ausgänge Deiner unbesonnenen Abenteuer — der Du in der Welt umherschweifst, vergessend Deines Vaters und Deines Hauses — gehe hin, wohin Dich Deine Tollkühnheit führen wird — zur Schand: zur Bluthöhne — Dir flucht an den Pforten der Ewigkeit Dein sterbender Vater.“

Das waren Donnerworte für mich! Sie waren mir zu fürchterlich deutlich, und mein Herz fieng laut an zu schlagen.

Wo

Wo ist mein Vater hingegangen? fragte ich meinen Kammerdiener, als ich mich in etwas wieder gefaßt hatte.

Ich saß, erzählte mir dieser, hier im Zimmer, als sich die Thüre langsam öffnete und ihr Herr Vater hereintrat. Er hatte seine gewöhnliche himmelblaue Uniform an, sein Ansehn war ehrwürdig — wo ist mein Sohn? fragte er mit hohler Stimme? Ich weiß nicht, war meine Antwort — da gieng er an den Pult, schrieb, was Sie gefunden haben, und gieng, ohne weiter ein Wort zu verlieren, zur Thüre hinaus. Ich sah ihm nach bis auf die Treppe, hernach ist er mir aber aus den Augen gekommen, und ich weiß nicht wohin.

Sahst du ihn nicht aus dem Hause gehn?

Nein!

Aber wie kann mein Vater gehn? hat ihn nicht seit Jahren der Schlag gerührt? fährt man ihn nicht auf dem Räderstuhle von einem Orte zum andern? wie konnte er bey der gänzlichen Lähmung seiner Glieder allein und aufrecht gehn? Hier steckt Betrug. Irgend ein Unhold treibt auf Kosten meiner Ruhe seine satanische Kurzweil mit mir. Aber ich mochte
mir

mir sagen, was ich wollte, die Hand war und blieb die meines Waters. Kann man nicht Hände nachmachen? aber so täuschend! und doch ist's nichts ohnmögliches. Ich beschloß, mit möglichster Behutsamkeit die Sache zu untersuchen, und zweifelte keineswegs, sie in der Folge enthüllen zu können.

Den übrigen Theil des Tags brachte ich voller Unruh und Zweifel zu; träge schlichen die Stunden, bis endlich die Dämmerung hereinbrach. Aber noch war es nicht Nacht; vier lange Stunden krochen erst dahin, ehe Zamponi kam. Mit jeder Minute stieg meine Erwartung, und sank in der folgenden wieder, wenn ich bedachte, daß er sein Versprechen nicht halten werde.

Die Stunden auszufüllen, setzte ich mich an einen Tisch und las; aber dasmal rührten mich die süßen Lieder der Arkadierin Aylaura nicht. Ich las, und wußte selbst nicht, was ich las, meine Gedanken waren viel zu sehr mit meinem Schicksal und den Austritten des verflossenen Tags beschäftigt. Ich versank von neuem in tiefes Nachdenken. Eine Menge Ideen, wovon immer eine der andern widersprach, drängten sich vor den Spiegel meiner

Beur-

Beurtheilungskraft, und stellten sich mir so vor, wirt in einander dar, wie die durch einander geworfnen Bilder in einem optischen Kasten, wo man keines vor dem andern erkennt, daß ich keinen festen Standpunkt auffassen konnte, von dem ich mit meiner Beurtheilung hätte ausgehen können. Ich saß, den Rücken der Thür zugekehrt, grade einem Spiegel gegenüber. Von ohngefähr blickte ich auf und sah im Spiegel Zamponi hinter mir stehen. Ich drehte mich um, um ihn zu bewillkommen, aber niemand stand hinter mir — Was ist Ihnen, Marchese? rief Zamponi, den ich jetzt neben mir erblickte.

Ich suchte Sie.

Schon seit einer Stunde stehe ich hier. Ich wollte Sie nicht stören.

Aber wie kamen Sie in dieses Zimmer?

Auf dem natürlichsten Wege.

Und so unbemerkt?

Sie wissen, daß ich kein Liebhaber von vielem Geräusche bin.

Ich habe Sie sehnlich erwartet. Lassen Sie uns zur Sache schreiten.

W

Erst

Erst eine Frage an Sie, Marchese: Sind wir sicher — befohrt uns niemand?

Wir sind völlig sicher.

Und nun auch eine Frage an Sie, Zamponi! Werden Sie mir auch in allen Fällen die laute Wahrheit sagen? Daß Sie die Wahrheit sagen können, hab' ich nie bezweifelt. Aber ob Sie mir die Wahrheit zu sagen Willens sind, das —

Käme freylich auf mich an. Allein so wahr ich ein ehrlicher Mann bin, Sie sollen von allem die lauterste reinste Wahrheit erfahren.

Wir setzten uns auf ein Kanape — was wünschen Sie zu wissen, Marchese? — redete mich Zamponi mit unbefangener Miene an.

Sie wissen es, was mich am meisten interessiert, was mir theurer ist als mein Leben. Was macht Prinzessin Pauline? wie gehts ihr? liebt sie mich noch?

Zu viel Fragen auf einmal, Lieber! Sie sind auf dem Wege, durch viele Fragen nichts zu erfahren. Pauline lebt, und so viel ich glaube, gesund — wo sie ist? Können Sie durch mich erfahren — Sie können sie sehen, wenn Sie eine Reise von etwa 52 Meilen dran wenden wollen.

Wie

Wie wärs möglich? und liebt sie mich noch?

Wahrscheinlich. Denn noch hängt Ihr Bild
über ihrem Bette.

Und der Prinz von M — o?

Ist noch am Hofe ihres Vaters. Doch
lassen Sie uns den Faden der Geschichte da an-
knüpfen, wo Sie den Hof verließen. Sie
glaubten sich unbeobachtet, aber man hatte doch
so dies und das bemerkt; zusammengetragene
Bemerkungen bildeten bald ein Ganzes. Sie
hatten sich hie und da vergessen, und — wenn
man verliebt ist, vergißt man sich so leicht —
gewissen Personen merken lassen, was sie nicht
merken durften. Dadurch, und besonders,
daß die intricate Oberhofmeisterin die Marchese
Luigi an Paulinen das Medaillon bemerkte,
worauf Ihr Bildniß gemahlt war, das gab
Stoff genug, ihre Intriquen spielen zu lassen.
Sie war es, die dem Herzoge von allem Nachs-
richt gab, die Ihnen alle jene Unannehmlich-
keiten in den Weg legte, die Sie endlich bestim-
men mußten, den Hof zu verlassen. Die Nachs-
richten, die ärgerlichen Anekdoten, die man Pau-
linen von Ihnen zu Ohren brachte, hatten
nichts mehr und nichts weniger zum Zwecke, als
jenes Bündniß zu zerreißen, und Paulinen für

die Liebe des Prinzen empfänglich zu machen. Pauline liebte Sie zu sehr und glaubte im Anfange nichts. Endlich aber, da Sie in jene berüchtigte Ehrensache verwickelt waren, fieng sie an zu wanken. Ich beobachtete sie immer im Stillen, und beschloß, zu versuchen, ob ich sie Ihnen erhalten könnte. Auf einer Rêdoute, wo ich mit ihr tanzte, bemerkte ich ihre Veränderung deutlich — Sie scheinen des Festes ohnerachtet nicht heiter, flüsterte ich ihr zu. Sie erkannte meine Stimme — sind Sie nicht Zamponi? — demaskiren Sie sich — Ich zog die Maske ab — Sie haben sich nicht geirrt, sagte ich, der Freund des Herzogs Rinaldo's. — Was macht Rinaldo? fragte sie lebhaft. Er duldet und schweigt, gab ich ihr zur Antwort, und ließ sie stehn. —

Dieses mochte gewirkt haben — Nicht lange, so fühlte ich mich sanft auf die Achsel geklopft — ich kehrte mich um — ein niedliches Kammerfräulein Paulinens, die muntre Faustina M — i wisperte mir zu: Sie werden von jemand im Park bey'm heururischen Wassers troge erwartet. Ich gieng dorthin, und fand, was ich vermuthet hatte — Paulinen. Können Sie mir nicht sagen, redete sie mich an, wo mein Freund sich aufhält? Ich weiß es nicht;
seit

seit er von Z — o abgereist ist, habe ich keine Nachricht wieder von ihm erhalten. Seine Schwermuth ist gränzenlos — bald wird sie ihn ans Grab bringen. Das sollte er nicht! er sollte sich beruhigen, antwortete sie, und unterdrückte gewaltsam die hervorbrechenden Thränen. Sagen Sie ihm nur, es gieng mir eben so wie ihm — Aber wenn er von der Verbindung des Prinzen M — o mit Ihnen hört? — Das wird er nie — ich werde nie — niemals — sagen Sie ihm — er werde nie — ich kann Ihnen weiter nichts sagen, dabey zog sie ihr Eruit aus der Tasche, langte ein kleines Scheerchen heraus, schnitt sich eine Locke von ihrem schönen braunen Haar ab, reichte sie mir und sagte: Versprechen Sie mir, ihm diese Locke zu überliefern — und sagen Sie ihm, was Sie gesehn haben. — Ich versprach es ihr feyerlich — nahm die Locke zu mir, sie riß sich los, und auf verschiednen Seiten mischten wir uns wieder ins Gewühl der Medoute. Hier, Marquese, überliefre ich Ihnen die Locke; — er zog eine seidne Tasche aus dem Busen, welche die schönste Locke Paulinens enthielt. Mit Inbrunst küßte ich sie, begoß sie mit Thränen. So ist es wahr, daß mich der Engel noch liebt! rief ich aus — und neues Leben kehrte

in mich zurück. Hören Sie weiter, fuhr Samponi fort; der Prinz von M — o glaubte indessen seinem Zwecke näher gekommen zu seyn, und suchte sich der Prinzessin gefällig zu machen, aber es half nichts; und die Prinzessin ward in dem Verhältnisse kälter gegen ihn, je mehr er sich aufzudringen suchte.

Der Vater ließ ihr durch die Oberhofmeisterin deutlich zu verstehen geben, daß er nichts sehnlicher wünsche, als eine Verbindung mit ihr und dem Prinzen; aber Pauline wich allen Anträgen sorgfältig aus. Das dauerte ohngefähr sieben Monate, als der Prinz voller Ungeduld bey dem Herzog auf einer kategorischen Antwort bestand. Der Herzog wurde darüber sowohl, als über die Art, mit welcher der Prinz die Erklärung verlangte, nicht wenig in Verlegenheit gesetzt. Abschlagen durfte er ihm Paulinen nicht, weil er dadurch den Prinzen äußerst gekränkt und sich die Feindschaft des gefürsteten Hauses M — o zugezogen haben würde. Aber seiner Tochter Gewalt anzuthun, das hätte seinem Vaterherzen eine fürchterlichere Wunde geschlagen, als alle feindselige Verhältnisse mit dem fürstlichen Hause M — o. Gern hätte er durch Aufschub den Prinzen hingehalten, aber dieser bestand hartnäckig auf einer
kates

kategorischen Antwort. Der Herzog sagte ihm in der Uebereilung seine Tochter zu. Ich bin Zeuge der Leiden, ich sah die Thränenströme, die Paulinens Augen entrollten — Ich habe viel bey diesen Auftritten geduldet. Sie fragte mich anhaltend, wo Sie wären? Ich konnte es ihr nicht sagen; Sie selbst ließen ja nichts von sich hören. Ihre Verzweiflung war groß. Niemand tröstete sie. Der Herzog hatte sein Wort einmal gegeben. Er sah, wie sich sein Kind verzehrte in Kummer und Leid, und mußte schweigen, mußte all seine Freuden, all seine Hoffnungen verwelken sehen. Der Prinz war entflammt von Liebe, und wollte immer um seine Braut seyn. Das war nun für die Arme die größte Pein. Sie haßte den Prinzen als den Mörder ihrer Liebe. Seine Zudringlichkeit ward ihr tödtendes Gift. Sie weinte beständig, selbst in des Prinzen Gegengewart ließ sie ihren Thränen ungehindert freyen Lauf — Warum weinen Sie? fragte er sie immer — Ich bin ja Ihre Braut, dies sey Ihnen genug, meine Thränen stießen nicht Ihnen — war Paulinens Antwort. Conventienz fesselt mich an Sie — ich bin das Schlachtopfer Ihrer Liebe — der Wille meines Vaters ist erfüllt — mehr verlangen Sie nicht.

B 4

Der

Der Prinz liebte sie herzlich, und diese Worte zermalmtcn ihn. Kein Schatten von Gegenliebe, keine Hoffnung, daß er ihr je gefallen würde — Eifersucht über den Glücklichen, der ihr Herz besaß, wüthete in seinem Innern. Er fühlte die Fesseln der gezwungenen Verbindung — sah sich in einem Labyrinth von Unglück verwickelt, aus dem er sich vergessens zu retten suchte. Nur zu lebhaft fühlte er es, daß diese Verbindung sein Unglück auf Lebenslang gegründet, daß er einen Engel durch seine Liebe auf immer unglücklich gemacht hatte. Wahnsinn kochte ihm im Herzen und das Gefühl seiner Schuld und seiner Liebe — goß Feuer der Hölle in sein Blut.

Die Prinzessin war krank, und man zitterte für sie. Der Prinz durfte sich ihr nicht nahen, und niemand, außer ihrer Freundin, das Kammerfräulein Faustina, durfte zu ihr.

Die Krankheit vermehrte sich und mit ihr die Angst des Vaters und des Prinzen Verzweiflung. Ich war fest entschlossen, die Residenz zu verlassen, aber Pauline ließ mich durch Faustinen ersuchen, zu bleiben, damit sie doch wenigstens einen Freund von Ihnen in ihrer Nähe hätte.

Ich

Ich war damals in eine Menge Angelegenheiten verwickelt, und brachte mehrere Nächte mit Brieffschreiben zu. Ein leises Pochen störte mich einst um Mitternacht. Wer ist da? rief ich vom Fenster herab — machen Sie auf, antwortete eine Mädchenstimme ängstlich. Ich schlich hinab und denken Sie sich mein Erstaunen: Prinzessin Pauline stand vor mir in männlicher Kleidung. — Ich glaubte Sie krank, rief ich ihr zu — o stille! stille, lispelte sie, verbergen Sie mich auf Ihrem Zimmer. Ich führte sie hinauf. Die männliche Kleidung hatte sie in einen reizenden Knaben verwandelt; ein kurzes grünes Jäckchen, gelbe lange Beinkleider, ein runder Hut, zierten sie recht artig und machten den weiblichen Engel auch als Knaben äusserst liebenswürdig.

Retten Sie mich, Zamponi, ich muß fliehen! ich muß fort; redete sie mich an, sobald sie mit mir auf dem Zimmer allein war.

Aber was in aller Welt bewegt Sie zu diesem sonderbaren Beginnen? fragte ich sie nach einer Pause —

Liebe und Verzweiflung; war ihre Antwort, ich kann ohnmöglich dem Prinzen meine Hand geben — ich muß fort — muß zu Rinaldo —

B 5 Aber

Aber welchen Plan können Sie haben — ?
 Ich selbst weiß ja nicht einmal, wo er ist.
 Und welches Wagemuth würden Sie unternehmen — und so ganz Planlos?

Bedenken Sie, daß man gewiß alles aufbieten würde, Sie wieder zu bekommen, daß der Herzog — daß der Prinz alle Fürsten Italiens auffordern würden! — wo sollten wir sicher seyn — ? Welche Spionenkünste würde man aufbieten — ? Welch ein Schicksal würde sich uns bereiten? Dulden Sie lieber noch einige Zeit — verlängern Sie Ihre Krankheit — ich eile indessen Rinaldo aufzusuchen — morgen verlasse ich die Residenz — bald sollen Sie Nachricht von mir haben. Ist bitte ich Sie um Ihrer eignen Ruhe willen, kehren Sie ins Schloß zurück. Es kostete mir unendliche Mühe, sie zur Rückkehr zu bewegen, und nur meine heiligsten Schwüre, Sie aufzusuchen, und ihr beständig Nachricht zu geben, konnten sie zur Rückkehr bestimmen. Ich führte sie ins Schloß zurück. Sie kennen jene heimliche Treppe, die auf den Platz dem Theater gegenüber aus dem Schlosse führt — daraus war sie entschlüpft und auf eben dem Wege brachte ich sie zurück. Händeringend kam uns Faustina entgegen: Gott! es ist alles verrathen, rief sie uns auf der Treppe zu — eilen Sie,
 Zams

Samponi, man hat Verdacht auf Sie, man eilt in Ihr Haus — eilen Sie. Die Prinzessin sprang auf ihr Zimmer, und ich eilte nach Hause — Glücklicherweise war dort noch alles ruhig, ich zog mich aus, packte meine Schriften sorgfältig zusammen und legte mich zu Bette. Ich lag nicht lange, als mich das Klopfen der Wacht aufjagte. Ich sprang ans Fenster und entdeckte zu meiner nicht geringen Verwundrung eine Menge bewaffneter Leute — Mit Ungestüm begehrte man, daß ich die Thüre öffnen sollte. Ich taumelte schlastrunken hinab und öffnete. Der Beordnete fragte: ob ich die Prinzessin nicht verborgen habe? Ich stellte mich dumm, sagte ihm, daß ich, wie sie sähen, so eben aus dem Bette aufgeschreckt worden wäre, ich wisse von nichts. Man solle mein Haus durchsuchen — Wenn man was verdächtiges fänd', möge man mich in Gottes Namen verhaften. Der Beordnete war über mein Benehmen sowohl, als daß er mich entkleidet antraf, stutzig — doch ließ er alle Winkel des Hauses durchsuchen — er fand nichts, und marschirte nach einem zweyständigen Tumulte wieder ab. Indessen hatte sich die Nachricht verbreitet, die Prinzessin ringe mit dem Tode. Sie war geschwind in ihr Zimmer geschlüpft, hatte sich mit Hauszinnens

nens Hülfe schnell entkleidet, und ins Bette gelegt — Faustina hatte Lärmen gemacht, nach den Aerzten geschickt — den Beichtvater holen lassen — Dies machte den ganzen Hof verwirrt. Kurz zuvor hatte ihre Entweichung alles in Aufruhr gebracht. Man hatte ihr Bette leer gefunden — und kaum eine halbe Stunde darnach fand man sie, in eben diesem Bette, in augenscheinlicher Todesgefahr. Es war nicht zu denken, daß sie aus dem Bette gehn, viel weniger hätte entfliehen können — und gleichwohl hatte man kurz vorher ihr Bette leer gefunden. Man fragte: wo sie gewesen sey? Sie antwortete: sie sey nicht aus dem Bette gekommen. Dies machte alle verwirrt. Der Prinz, der denselben Flügel des Schlosses bewohnte, hatte Tag und Nacht keine Ruhe. Er hatte eben damals am Fenster gesehn, daß die Prinzessin aus dem Schlosse geschlüpft war. Gleich am andern Morgen erhielt ich von Faustinen einen Brief, der mich auf meiner Hut seyn hieß. Der Prinz, sagte sie unter andern darin, hat längst Argwohn auf Sie gehabt, er geht damit um, Sie verhaften zu lassen, machen Sie, daß Sie fortkommen. Das war mir genug. Ich packte ein und machte mich aus dem Staube.

Und

Und Sie wissen nicht, was aus Paulinen geworden ist? fiel ich ihm ins Wort.

Ich reiste ab, fuhr Zamponi fort. Doch ließ ich die Residenz nicht aus den Augen. Faustinens Briefwechsel und Paulinens Beilagen darin dauern noch immer ununterbrochen fort. Freilich habe ich ihr bis iht nichts gewisses von Ihrem Aufenthalte sagen können, aber so wie ich Sie verlasse, werde ich ihr schreiben. Nur so viel noch: Dem Herzog reut sein Versprechen, und ich glaube, wenn Sie iht bey Hofe sich zeigten, so würden Sie, zumal da Sie durch den Tod Ihres Vaters unumschränkter Herr —

Was sagen Sie? den Tod meines Vaters? seit wann?

Vor sechs Stunden ist er gestorben.

Sie setzen mich in Erstaunen —

Befremdet Sie's, daß alle kranke Leute sterben?

Das nicht, aber woher wissen Sie —?

Mein Gott! woher weiß ich, daß Pauline iht eben gefährlich krank ist? Daß man sie so eben zum Tode bereitet?

Daus

Pauline? und vor kurzem sagten Sie noch:
sie sey in der Nähe von 52 Meilen?

Eben deswegen —

Sie verwickeln sich und mich in eine Menge
Widersprüche, worüber ich Auflösung wünschte.
Angenommen, daß mein Vater wirklich todt
sey. Ist mein Bruder nicht Erbherr?

Ihr Bruder?

Ja!

Aber wo ist er denn? Hat man denn seit
6 Jahren nicht vergebens auf Nachricht von
ihm gehofft?

Wirklich?

Es war freilich kein kleines Kunststück, den
Sohn vom Vater so loszureißen — sollte er
sich auch wiederfinden. Einsweilen müssen
Sie von Ihrem Erbtheil Besitz nehmen.

Und wenn er dann kommt? Wenn er fragt,
wo ist mein Erbtheil?

Zamponi sah mich lange starr an — wenn
er kommt — wenn er fragt — ? Hm! ver-
stehn Sie mich denn gar nicht? er wird nicht
kommen — er darf nicht kommen — oder,
wenn er kommt, dann treten Sie ihm die
Res

Regierung ab, lassen sich von ihm das Gnadenbrodt geben und bringen Ihre Tage in der Einsamkeit hin — Können auch, wenn's Ihnen gefällig ist, in ein Kloster gehn —

Zamponi! Satan! möchte ich sagen, wohin verstrickst du meine Seele? rief ich aus, und sprang vom Sopha. —

Wir sind fertig, Marchese, sagte Zamponi gelassen, und war im Begriff zu gehn —

Wo wollen Sie hin?

Fort. — Ich glaubte einen Mann von Unternehmungsgeist vor mir zu haben, einen Mann, der es verdient, von Paulinen geliebt zu werden, und der sich bemühen werde, Paulinen zu verdienen — aber — wir sind fertig — wir haben nichts zusammen gesprochen — gar nicht Marchese — halt Zamponi —! es scheint, wir verstehen uns nicht —

Ich glaube Sie genug verstanden zu haben, wir sind fertig —

Aber sagen Sie mir in aller Welt, was Sie vorhaben?

Nicht mehr, als ein Kluger begreifen, und ein Mann ausführen kann!

Römmts

Kömmt's auf Muth an, so verlassen Sie sich auf mich — aber mein Bruder?

Pauline und die Alleinherrschaft ist der Preis — Es kömmt auf Sie an, ob Sie ihn erringen wollen.

Aber mein Bruder?

Ist seit 6 Jahren abwesend und niemand weiß, wo er hingekommen ist. — Sie sind der nächste Erbe nach ihm. Sie müssen die Regierung antreten und sollte er indessen zum Vorschein kommen, so können Sie sich noch immer mit einander vertragen; kömmt er nicht? — ey nun! so bleiben Sie regierender Herr.

Alles gut — aber der Herzog? sein Wort? der Prinz? — sagen Sie mir, wie soll sich das lösen?

Wissen Sie, Marchese, daß es Mittel und Wege giebt, die Erfüllung seines Wortes ohne möglich zu machen?

Und welche?

Das müssen Zeit und Verhältnisse bestimmen.

Wo ist Pauline?

In

In der Residenz, wahrscheinlich —

Und was verstanden Sie unter den 52 Meilen von hier?

(Schnell einlenkend.) Daß Sie dort Aufschluß über Paulinens Schicksal erhalten sollen. Was ich weiß, habe ich Ihnen gesagt. Auf einem einsamen Landhause wohnt ein Frauenzimmer, die Ihnen in allem Aufschluß geben kann — hier sind die Briefe, die Paulina an Sie schrieb, und mir auftrag, sie Ihnen zuzustellen, wenn ich Sie fände — beantworten Sie sie — wenn Sie wollen, morgen antworte ich, und schließe Ihre Briefe bey — bis dahin leben Sie wohl —! Er leate die Briefe auf den Tisch und entfernte sich schnell.

Mir war wunderbar zu Muthe. Die Stimmung, in der er mich zurück gelassen hatte, war fürchterlich — Gesagt hatte er mir genug, einen Wißbegierigen zu befriedigen, aber das war immer nicht mehr, als ich seinem vermuthlichen Plane zufolge, wissen sollte — und das war noch viel zu wenig für mich, um einen Entwurf darauf zu stützen. Sebastiano kam mir nicht aus den Gedanken, und eben, daß man sogar nichts von ihm erfahren konnte, machte mich aufmerksam. Ich zerbrach mir

E

den

den Kopf mit Muthmaßungen, und fand keinen festen Punkt, an dem ich meine Entwürfe hätte anknüpfen können. Mein Vater sollte todt seyn? Seine Schwäche, sein Alter machten das wahrscheinlich, — eben fiel mir der Zettel von heute Mittag in die Augen, den mein Vater geschrieben haben sollte. Ich besah ihn nochmals, und es schien mir gewisser als jemals, daß er ihn wirklich geschrieben haben müsse. Hier fielen mir Jamponi's Worte ein: Vor sechs Stunden ist er gestorben. Es war tiefe Mitternacht, als er das sagte — Ohngefähr nach fünf Uhr Abends sollte mein Vater da gewesen seyn — um diese Zeit kam ich nach Hause — Da kommen richtig 6 Stunden heraus — Ein unwillkürliches Grausen kam mir an. Ich war schon damals über manches Vorurtheil hinweg, aber jene Schrift meines Vaters — seine mir so bekannten Schriftzüge — legten mir schauervolle Zweifel entgegen — die mein gewöhnlicher Menschensinn vergebens zu bekämpfen wagte. Ich konnte nichts weiter, als von allem Nachgrübeln vor der Hand abstehn, um der Zukunft die Entwicklung alles dessen zu überlassen, was ich nicht zu übersehen im Stande war. Auf dem Tische lag Paulinens Kiste und ihre Briefe.

Briefe. Ich öffnete sie hastig — ich verschlang sie. Jedes ihrer Worte bezeichnete ihre heiße Sehnsucht, ihre gränzenlose Liebe! Eine ängstliche, nur liebenden Seelen bekannte, Besorgniß um mich, wehte darin. Jeder Ausdruck athmete heilige, warme Liebe! Ich las sie — und las sie wieder — drückte sie an mein Herz, benehnte sie mit meinen Thränen, und nahm mir vor, jeden einzeln zu beantworten. Ich brachte über diesem Geschäfte bis am andern Mittag zu. Ich hatte ihr so viel zu sagen, so viel zu erzählen; und als ich alle meine Briefe geschlossen hatte, fand ich, daß mir noch so viel zu sagen übrig sey. Ich schloß sie alle zusammen in ein Kouvert und erwartete Zamponi. Nachmittags kam er. Ich übergab ihm das Paket. Vor meinen Augen schloß er es dem feinigsten bey und besiegelte es mit seinem und meinem Petschaft. Dann schrieb er die Adresse, an die Prinzessin, darauf. Er verslangte noch mehrere Bogen, aus denen er lauter Kapseln machte. Er schlug eine um die andre über den Brief, besiegelte jede, und gab jeder eine andre Adresse. Jene, die unmittelbar nach der Aufschrift an die Prinzessin folgte, war an das Kammerfräulein Faustina M — i. Dieser legte er auch einen Brief bey. Die
 C 2
 folgt

folgende war an eine Opernsängerin beim Fürstlichen Theater, auch diese ward ersucht, das Paletchen ihrer Gönnerin dem Fräulein M—i zuzustellen. Auf dieses Kouvert folgte eines an den ersten Buffon des Hoftheaters, einen Mann, der sich außer seinen Rollen um nichts in der Welt zu bekümmern schien.

Dann kam der äußere Umschlag mit der Adresse an ein berühmtes Handelshaus in der Residenz; diese letztere war mit Kaufmannszeichen bezeichnet, so daß sie einem Frachtbriefe nicht unähnlich sah. Als er diese letztere gesiegtelt hatte, rufte er einen meiner Leute, dem er den Brief auf die Post zu tragen auftrug. Er selbst schien wenig oder gar keine Lust zu haben, das Gespräch von gestern wieder anzuknüpfen.

Ich fragte ihn, ob er wisse, wie sich der Prinz benehme?

Das können Sie alles besser erfahren, wenn Sie nach U — o reisen. Dort wird Ihnen alles erklärt werden. Mehr als ich Ihnen sagen kann, wird Ihnen das Frauenzimmer, von dem ich Ihnen schon gestern sagte, erklären. Aber seyn Sie vorsichtig im Umgange mit

mit ihr. Sie ist eine große Zauberin. Ihre Schönheit schmelzt Kanibalen, ihre Beredsamkeit besticht Criminalrichter — ihr Wiß ist vermögend, zehn Fakultisten von Bologna in den Zwangskuhl zu bringen. Sie werden mich verstehen —! noch mehr — sie ist Wittwe; beiläufig erst 18 Jahre alt. Ihre Schönheit ist blendend — Ihr Betragen im Umgange bezaubernd — Jedes Frauenzimmer muß neben ihr unbedingt verlieren.

Aber, kennt sie mich?

Ich glaube nicht. Doch das thut nichts zur Sache. Ihr Weltton macht jeden Fremden bey ihr vergessen, daß er fremd ist — ihre zuvorkommende Güte holt gleich bey'm ersten Besuche zehn Jahre einer längern Bekanntschaft aufs täuschendste nach.

Sie wollen mich bey ihr einführen?

Als ob Marchese Rinaldo meiner Einführung bedürfte? —

Wo liegt ihr Landhaus?

Reisen Sie nur erst nach U — o, dort sprechen wir uns wieder. Diese Nacht reise ich fort —

Warum so eilig?

Ich muß. Längerer Aufenthalt könnte mir in Venedig gefährlich werden. Eh' noch die Morgenröthe dämmert, muß ich weit von hier seyn. Leben Sie wohl. Zu U — o sehn wir uns wieder. Er gieng, und mit ihm all meine Ruhe. Ich kannte diesen Menschen, und nichts war gewisser, als daß er alles wisse; warum sollte ich von einer Unbekannten erfahren — vielleicht gar nur errathen, was er mir mit zwey Worten deutlicher sagen konnte? Dann fiel es mir sehr von ihm auf, daß er mehr Personen, als nöthig und rathsam war, in eine Angelegenheit verwebte, die desto tristischer für mich werden mußte, je mehr ich Theilnehmer derselben zu übersehen hatte. Ich versprach mir von der Dame nichts, und die Idee, die mir Zamponi in ziemlich scharfen Umrissen von ihr hingeworfen hatte, ließen mich mehr von ihr fürchten, als hoffen. Koßetten waren von jeher das Grab der umfassendsten Männerpläne, sobald sich ihr Stolz, ihre Leidenschaft darin kompromittirt fand. Und wie leicht war das möglich? Wie leicht konnte sie auf den Gedanken kommen, durch ihre buhlerischen Künste mich fesseln zu wollen,

um

um über Paulinen triumphiren zu können. Es mochte nun ausfallen, wie es wollte, so war ich oder Pauline gewiß das unvermeidliche Opfer ihres Stolzes. Diese Gedanken bildeten sich in meiner Seele aus, und hätten mich fast bestimmt, da zu bleiben, wenn nicht ein andrer Umstand dazwischen gekommen wäre.

Ich hatte, seit meiner Anwesenheit in Venedig, einen jungen griechischen Kaufmann kennen lernen, der sehr viel liebenswürdiges im Umgange hatte. Soviel ich von ihm erfahren konnte, war er der Reisediener eines großen Handelshauses in Ragusa, war schon zweymal in Kairo und Smirna gewesen, und kam eben ist von Konstantinopel. An demselben Abende, wo Zamponi von mir Abschied nahm, ließ er anfragen, ob er mir diesen Abend aufwarten dürfe? Ich nahm ihn an, weil ich Zerstreuung bedurfte — Er kam, und nach einigen vorläufigen Gesprächen schien er dem Zwecke seines Besuchs näher zu kommen. Ich hatte überhaupt seit seinem Eintritt in mein Zimmer eine gewisse Traurigkeit, ein bekümmertes Wesen an ihm bemerkt, das verhältnißmäßig zunahm, je länger er bey mir war. Es fiel mir an diesem Menschen besons-

ders auf, ihn traurig zu sehn, der sonst beständig munter war, und mit seiner jovialischen Laune alle Gesellschaften zu erheitern verstand. Es fehlt Ihnen etwas, sagte ich endlich zu ihm — weil ich glaubte, ihm Anlaß geben zu müssen, sein Herz durch Entdeckung irgend eines drückenden Umstands zu erleichtern.

Ja wohl, fehlt mir etwas, Marchese! mehr als mein tausendfaches Selbst — verzeihen Sie einem Unglücklichen, wenn er Ihnen mit Klagen lästig fällt. Aber Sie scheinen mir einer der Redlichen, dem man sich wohl anvertrauen darf. Von Ihnen kann ich hoffen, daß Sie mein Vertrauen nicht zurückstoßen, wenigstens nicht mißbrauchen werden. — Seyn Sie meiner thätigen Freundschaft versichert, wenn ich irgend im Stande seyn sollte, Ihnen dienen zu können. —

Vielleicht daß ich Sie beym Worte nehmen dürfte, erwiderte er bescheiden. Versagen Sie mir Ihre Hülfe — wenigstens Ihr Mitleid nicht. Hören Sie mein Unglück und urtheilen Sie selbst, ob ich eines von beyden werth bin. Ich habe mich noch niemand entdeckt, aber ein gewisser Umstand hat das Andenken meines Verlustes heute so lebhaft in mir erneuert, daß

es mir das Herz abdrücken würde, wenn ich mir nicht Luft machte. Ich wage zwar viel — sehr viel, da ich mich gegen eine Person entdecke, die allenthalben Ohren zu haben, allenthalben gegenwärtig zu seyn scheint, und gegen die alle Streiche bloße Windhiebe sind. Noch mehr: ich setze mich doppelter Gefahr aus, da ich mich Ihnen entdecke, ohne Rücksicht auf die Verhältnisse zu nehmen, in denen Sie vielleicht mit dem Mörder meines Glücks stehn. Vielleicht daß mich meine Entdeckung meinem Feinde in die Hände liefert — Es sey!

Bey meiner Anwesenheit zu Kairo, ward ich im Hause eines Kopten bekannt; der Mann nährte sich vom Abschreiben Kufischer und Arabischer Manuscripte, und stand sich gut bey seinem Gewerbe. Ich habe in ihm einen stillen zufriedenen Mann kennen gelernt, und seine praktische Lebensphilosophie nie genug bewundern können. Er hatte ein einziges Kind — ein Mädchen — ach was sage ich? einen Engel in Menschengestalt. Sie half ihrem Vater treulich im Abschreiben wichtiger, oder wenn Sie wollten, merkwürdiger Handschriften. Sie kam fast nie aus dem Hause; wenn sie den langen Tag geschrieben hatte, unterhielt sie sich

Abends mit ihrem Vater über Gegenstände aus der Naturgeschichte und Sittenlehre. Ich habe mancher dieser vortreflichen Unterhaltungen beygewohnt, und sehr viel Gutes daraus geschöpft. Ein kleiner Garten hinterm Hause war der von der Natur geweihte Tempel zu diesen schönen Unterhaltungen. Im Duft der Oliven und des balsamischen Sittimstrauchs, bey dem süßen Getöse der Nachtigallen, die Lehren des Guten und Schönen zu hören, und gegenüber einen Engel, dessen Rosenlippen sie entfloßen, denken Sie sich das, Marchese — Sittsamkeit und äußerste Zurückhaltung ist bey den Koptischen Christinnen unwandelbares, unverbrüchliches Gesetz. Daher man auch selten eine ohne Schleyer, und doch nur selten auf der Straße sehen wird. Fremden, und besonders Mannspersonen, wird der Zutritt zu dem Frauenzimmer gar nicht gestattet, oder doch nur in außerordentlichen Fällen. Mein Vater hatte mich diesem Manne empfohlen, und da die Väter vertraute Freunde waren, trug der ehrliche Kopte auch dieses Vertrauen auf den Sohn des Freundes über, und in fester Ueberzeugung auf die Tugend seiner Tochter erlaubte er mir, sie ohne Schleyer zu sehn, und, wenn er auch auf dem Markte war, mich mit ihr zu unterhalten.

halten. Sie sehn und lieben war eins. Auch sie liebte mich mit herzlichster freundschaftlicher Liebe. In einem Alter von zwölf Jahren stand sie da die Holbe, in ihrer schönsten Blüthe; bescheiden reichte sie mir die Hand, als ich ihr ewige Liebe schwur, Weinetrunknen sauk der Engel an meinen Busen und erwiderte meinen Schwur mit hochklopfenden Herzen. O Marthe! es war ein schöner Tag! ich werde ihn nie vergessen. Der Nil war kaum vor einigen Tagen völlig in sein Beet zurückgekehrt; alles jubelte auf den Straßen, und jauchzte einer gesegneten Erndte entgegen, alles feyerte, alles war um uns froh — und der Himmel in meinem Herzen — ein Seraph in meinen Armen — wer war seliger, wer war glücklicher als ich? Der Vater hatte nichts gegen unsre Liebe, er begünstigte sie vielmehr, und da auch mein Vater einwilligte, feyerten wir bald unsere Verlobung. Sie ward am Feste des heiligen Basilus, jenes großen Lehrers der orientalischen Kirche, vollzogen. Von da bis zu unsrer völligen Verbindung sollten wir aber noch ein ganzes Jahr warten. Theils damit ich meine Einrichtung treffen könnte, theils auch wollte er bey meinem Vater versuchen, ob er es nicht dahin bringen könnte, mich wenigstens bis zu seinem

nem Tode, in Kairo bey sich zu behalten, daß wir eine Familie ausmachen, und er vielleicht noch seine Enkel segnen, und in den Armen seiner geliebten Tochter sterben könnte. Mein Vater schien, besonders wegen meiner Jugend, nicht abgeneigt von diesem Vorschlage. Eine Reise nach Smirna nöthigte mich, einige Zeit meine Geliebte zu verlassen. Bey meiner Zurückkunft fand ich einen jungen Menschen bey dem Alten, der ihm eine Menge Goldstücke auf den Tisch zählte. Ich sah ihn nachher oft im Hause, und wie mir der Alte sagte, sollte er das Mitglied einer geheimen Gesellschaft seyn, die große Summen darauf verwende, alte Aegyptische Handschriften zu kaufen. Er habe ihm schon viel gearbeitet, und reichliche Belohnungen von ihm erhalten. So viel er muthmaste, sey er ein Italiener von Geburt, und habe hier in der Stadt viele heimliche Anhänger — die allem Vermuthen nach Ordensbrüder von ihm wären. Ich sah auch, daß er von Zeit zu Zeit Werke von ihm abholte, reichlich bezahlte, und beständig wieder frische Bestellungen auf andre Handschriften machte. Meine Braut verbarg sich sorgfältig vor ihm, aber er mußte sie doch gesehen haben. Der Bösewicht raubte sie in einer Nacht gewaltsam und ent-

entführte sie. Denken Sie sich meinen Schrecken, die Verzweiflung des alten Vaters, als er sich seines schönsten Kleinods beraubt sah — er wüthete gegen sich selbst — ich war dem Wahnsinne nah. Wir boten alles auf, sie wieder zu erhalten, allein vergebens. Niemand konnte uns Kunde von ihnen geben, niemand wollte weder eines noch das andre gesehen haben. Der Kummer über sein verlorne Kind stürzte den Vater ins Grab. Mich trieb es fort — der Boden brennte unter meinen Füßen, ich eilte zu Schiffe, durchstreifte das ganze mittelländische Meer, forschte in den Häfen von Smirna, Neapel, Genua, Cadix, Marseille, allenthalben vergebens. Zu Rom traf ich vor kurzem einen Maroniten an, den ich zu Kairo gekannt hatte, und der oft in unserm Hause gewesen war. Ich entdeckte ihm mein Schicksal, und erfuhr von ihm, daß Zamponi, so hieß der Bube, der mir meine Geliebte entriß, so viel ihm wissend sey, sie an einen vornehmen Grafen für eine ungeheure Summe verkuppelt habe. Der Graf habe sie wirklich geheyrathet, und lebe mit ihr in süßer Eintracht auf einem angenehmen Landsitze, aber wegen dem Vorurtheile dürfe er sie nicht an den Hof bringen, da sie nicht vom Adel sey. Zamponi halte sich in der

Ge-

Gegend von Venedig an. Zugleich aber warnte mich der Maronit vor Zamponi, als einen der gefährlichsten Menschen, der einen ungeheuern Anhang von Unbekannten habe, die im Finstern furchtbar wirken und mich bey der mindesten Bewegung auf immer unglücklich machen könnten. Allenthalben, setzte er hinzu, hat er Espione, man kennt die Verbrüderung nur aus ihren Wirkungen, und diese sind furchtbar. Ihren Zweck zu erringen, ist ihnen nichts zu heilig. Hüten Sie sich um Gotteswillen vor Zamponi und seiner Rotte, er hat einen furchtbaren Arm, und alles Unternehmen gegen ihn scheitert an seiner außerordentlichen Vorsicht und Gewandtheit. Hüten Sie sich, die Absichten Ihrer Reise laut werden zu lassen — Leiden Sie lieber, und begraben Sie Ihr Unglück in tiefe Vergessenheit, denn nun glaube ich doch, ist alles verlohren. Das war der Trost der Verzweiflung, den er mir gab — ich reiste hierher, beobachtete alles, und gestern früh sah ich sie mit ihm am Rialto auf und abgehn — heute sah ich ihn, den Vuben, den Mörder meines Glücks und meiner Ruhe zu Ihnen schleichen. Ich kenne ihn zu gut, als daß ich mich in seinen Zügen irren sollte — sagen Sie mir nur gradezu: er war es, es war Zamponi!“ —

Ja,

Ja, Freund, er war es, sagte ich zu ihm —
 So habe ich mich nicht geirrt. Weyn Herein:
 schleichen in Ihre Wohnung erblickte er mich.
 Er war wie vom Donner gerührt, seine Gaus-
 nerlarve war todtenblaß; schnell sprang er in
 das Haus. Heute ist es erwacht, sein Anblick
 hat es wieder in mir aufgejagt das rasende Ge-
 fühl meines Unglücks und der Verzweiflung —
 Seyn Sie sein Freund, meinetwegen sein Or-
 densbruder, was Sie wollen. Ich warne Sie
 für ihn, er ist ein Bösewicht, ein schwarzer
 treulofer Mensch — o! er wird seiner Rache
 nicht entgehn. Fluch über ihn — Fluch über
 den Kanibalen, der den alten biedern Mann in
 Verzweiflung stürzte — Fluch auch ihr, wenn
 ihr wohl war in den Armen ihrer Räuber!
 Sagen Sie mir, wo er wohnt? ich will hin,
 ich will —

Halten Sie ein, junger Mann, fiel ich
 ihm ins Wort — mit Ihrer Hitze könnten Sie
 alles verderben. Hören Sie mich an. Was
 Sie mir heute sagen, hab' ich schon längst in
 ihm geahndet; ja Zamponi ist ein Bösewicht!
 Längst schon sagte ich das mir — aber laut
 durfte ich es nicht sagen. Heute bin ich auf
 eine sonderbare Entdeckung geführt worden.

Als

Als er bey mir war, sagte er, diese Nacht müsse er fort, der Morgen dürfe ihn nicht mehr in Venedig finden. Gewiß hatte das Bezug auf das Zusammentreffen mit Ihnen. Er versprach, zu U — o wieder mit mir zusammen zu treffen, und mich von da zu einer jungen Dame zu führen, die mir über verschiedenes Aufschlüsse geben werde, was mich betreffe. Sie sey, setzte er dazu, sehr schön, ausnehmend klug, Wittwe eines Grafen, wohne auf einem einsamen Landsitze, und sey erst achtzehn Jahre alt —

Wey Gott! sie ist es — ja sie ist es — rief der junge Grieche aus.

Auch ich halte es dafür, fuhr ich fort. Es ist mir lieb, Ihre Geschichte erfahren zu haben, vielleicht komme ich zur Gewisheit in dieser Sache. Mein Plan ist fertig.

Lassen Sie hören, Marchese! was können, was wollen Sie für mich thun? unterbrach mich der Jüngling —

Ich reise meiner Abrede mit Zamponi gemäß nach U — o, und von dort auf das bestimmte Landguth. Ich werde Gelegenheit haben, die Gräfin über ihre Geschichte auszuforschen. Halten Sie sich in der Nähe von U — o

U — o auf; und ist es die Person, die Sie suchen, so fliegen Sie auf einen Wink von mir wieder in ihre Arme.

Während stürzte der Jüngling auf mich zu, drückte mich in seine Arme, benetzte mich mit seinen Thränen. Das Gefühl der wiederkehrenden Hoffnung zeigte sich in großen feurigen Zügen bey ihm. Er bath mich, keinen Augenblick zu veräümen, ihm gewisse Entscheidung seines Schicksals — Erklärung seiner dunkeln Ahnungen zu verschaffen. Er schwur mir die heiligste Verschwiegenheit zu, und im Fall es nöthig wäre, mir in diesem Geschäfte mit Blut und Leben beyzustehn.

In tiefer Nacht schieden wir von einander. Er bat mich nochmals bey'm Abschied, Wort zu halten. Ich versprach ihm meinen Beystand und bestimmte den folgenden Tag zur Abreise. Es war nun entschieden, daß ich nach U — o und von da auf jenen, mir bis igt noch unbekannten Landsitz gehn wollte. Ich ordnete gleich am andern Morgen meine Sachen und reiste in aller Stille von Venedig ab. Sobald ich in U — o ankam, ließ ich mich nach den Fremden erkundigen, die sich dort aufhielten; fand aber keinen, der mit Zamponi die ent-

D

fern

fernste Aehnlichkeit gehabt hätte. Schon glaubte ich, er habe sich zurückgezogen, als ich mit meinem Taschentuche einen Brief an mich herauszog. Ich öffnete und las:

„Ich erwarte Sie heute Abends am Eingange des kleinen Wäldchens, das eine halbe Stunde westwärts von der Stadt liegt.

Zamponi.“

Wie kommt dieser Brief in meine Tasche? fragte ich meinen Kammerdiener. Er wollte von keinem Briefe wissen; ich setzte ihm zu. Allein er vermaß sich bey allem, was heilig ist, er wisse von keinem Briefe.

Ich gieng mit sinkender Sonne zum Thore hinaus und erreichte bald das Wäldchen. Ich hatte einige Minuten gewartet, als Zamponi erschien — Sie kommen pünktlich, sagte er, und ich will eben so pünktlich seyn, und Ihnen über alles Aufschluß geben. Folgen Sie mir. Er gieng Wald einwärts. Die Sonne beleuchtete nur noch mit schwachem Widerschein die Wipfel der Bäume, und ich folgte ihm nicht ohne Bangigkeit; er gieng mit scharfen Schritten

ten vorwärts, und verdoppelte seine Schritte mit jeder Minute so, daß ich zuletzt noch Mühe hatte, ihm nachzukommen. Der Weg gieng immer tiefer ins Gebüsch; die Spuren vom Fahrwege verlohren sich, alle Augenblicke hinderten uns Büsche, die über diesen ungangbaren Weg hergewachsen waren. Wir haben uns verirrt, rief ich meinem Führer zu. Nein, nein, antwortete er, gleich sind wir durch — aber immer ward der Weg verwachsener. Die Nacht brach herein, der Wald war traurig — Um alles in der Welt willen! wo führen Sie mich hin? rief ich Zamponi zu, den ich kaum noch in der Entfernung sehen konnte — Er antwortete nicht —. Hohl schallte mir das Echo entgegen. Ein kalter Wind erhob sich, die Häher schrieten, die Eulen heulten, und leuchtende Blitze verkündigten ein herannahendes Gewitter. Der Wind erhob sich immer stärker, er raste stürmend in den Gipfeln der Eichen und in sein Heulen mischte sich das gräßliche Brüllen des Donners. Ich rufte meinen Führer, der Donner antwortete — Alle Vögel des Waldes waren im Aufruhr, die Raben krächzten, Uhu's heulten, aus der Ferne hörte ich das Geheul hungriger Schakals — Eine dicke Finsterniß umhüllte mich, kein Weg lag

vor mir; ich sah mich im Gebüſche verwickelt, aus welchem mir die Finſterniß der Nacht keinen Ausweg geſtattete. Mein Führer war verſchwunden. Lauter und lauter brüllte der Donner — ein Blitz jagte den andern vom Himmel herab. Der Sturm umbrauste den Wald. Rechts und links fuhr der Blitz vor mir nieder, die ganze Natur war im Kampfe, und ich allein hülflos unter den tobenden Elementen. Mit jedem Augenblicke erwartete ich meinen gewiſſen Tod. In der Angst arbeitete ich mich durchs Gebüſch, und hoffte immer einen Ausweg zu finden, aber vergebens; ich fühlte mich immer mehr im Gebüſche verſtrickt, je mehr ich mich heraus zu winden bemühte. Die ſtöckernden Blitze blendeten mich, und machten meine Verirrung immer größer. Wohl zwei Stunden hatte ich mich ſo abgeängſtigt, als ich aus der Tiefe des Gebüſches Licht ſchimmern ſah. Wo Lichter ſind, ſind Menſchen, dachte ich, oder wenigſtens Menſchen geweſen. Dieſe Hoffnung gab mir neuen Muth, ich ſtrengte alle meine noch übrigen Kräfte an, und nach einer halben Stunde gelang es mir endlich, einen gebahnten Fußpad zu finden. Er führte, wie es mir ſchien, grade auf die Gegend zu, woher das Licht kam. Das Gewitter tobte noch

noch immer fort. Ich dankte dem Himmel, daß ich nur auf einem gebahnten Wege war. Ich hätte mich in der Finsterniß bald wieder davon verirrt, wenn ich nicht dem Lichte in der Ferne nachgegangen wäre, auf das der Weg grade hinführte, der, je länger ich ihn gieng, immer ebner wurde; bald sah ich das Ende des Waldes, ein freyes flaches Feld lag vor mir. Dorthier kam das Licht, und wie ich merkte, aus den Fenstern eines großen Gebäudes. Der Regen troff strömend herab und ich verdoppelte meine Schritte. Ich fand das Haus mit einer Mauer umringt. Der Weg, der mich aus dem Walde geführt hatte, führte mich an ein verschlossenes Thor. Ich tappte an der Mauer umher, und fand bald den Drath einer Schelle; ich zog ihn an. Ein Wächter schnarchte über die Mauer herüber: Wer kömmt noch zur uns gewöhnlichen Stunde? Ein armer Verirrter, der ganz vom Regen durchnäßt ist, und um Obdach bitter, sagte ich. Augenblicklich öffnete sich das Thor, ich trat in einen Hof. Kaum war ich eingetreten, als sich auch das Thor von selbst wieder schloß und mir den Rückzug gänzlich abschnitt. Ich ward von neuem verlegen, ich wußte nicht, wo ich mich befand, unter welche Hände ich vielleicht gerathen war. Kein

Mensch, der die Thür geöfnet oder geschlossen hätte, war zu sehen. Ich rufte den Thorswächter, aber niemand antwortete. Ich beschloß, sachte dem Hause näher zu gehn und unter irgend einer Remise den Tag zu erwarten. Ich fand auf dem Wege vom Thore zum Hause eine kleine Thüre offen, und gieng hinein. Kaum war ich einige Schritte vorwärts gegangen, als ich fühlte, daß ich am Rande eines Abgrunds stehe; ich schauderte zurück, und wollte mich eben nach der Thür umbdrehen, als ein Stein unter meinen Füßen auswich, und wie ich dem Gepolter nach urtheilen konnte, eine Treppe herabrollte und an eine Kellerthüre mit entsetzlichem Getöse andonnerte. Gleich darauf öfnete sich die Kellerthüre. Ein altes Weibchen in ein weißes Leichengewand gehüllt, mit einem Hängelichte an der Hand trat hervor, leuchtete herauf und drohte mir mit dem Finger: „was störst du mich, gottloser Dube! aus meiner Ruhe,“ heulte sie, und verschloß die Thüre wieder. Erschrocken eilte ich fort nach der Thüre, und stieß mich so empfindlich vor die Schenke, daß mir der Athem hätte still stehn mögen. Eine ganze Weile betäubte mich der Schmerz. Als er in etwas nachgelassen hatte, fühlte ich mich am Fuße einer steinernen Wendeltreppe.

delstreppe. In der Hoffnung irgend einen Menschen anzutreffen, stieg ich hinauf. Aus einem Fensterchen in der Mauer fiel ein mattes Licht auf die Stufen. Ich hörte verschiedene Menschenstimmen durcheinander, und vernahm folgendes Gespräch:

Hast du die Messer schon gewetzt? sprach der eine. Ja, tüchtig, sie sind scharf, wie die Scheermesser, sagte der andre —

Hah! das wird Blut sehen, brüllte ein dritter —

Ja, man kann es denken, nur herzhaft zugeschnitten, und gleich die Pulsadern an der Kehle durch. —

Ich bekehrte zurück, denn mir war nichts gewisser, als daß ich mich unter Mördern befände. Angstlich lief ich, oder stürzte vielmehr die Wendeltreppe herab. Inbem erschallte eine Menschenstimme von oben herab. Wo sind Sie denn? ich habe Sie schon lange gesucht — Zugleich kam ein junger Mensch mit zwei brennenden Wachlichtern die Treppe herab — ach! da sind Sie ja — sagte er, als er mich erblickte, kommen Sie herauf. Um Gottes willen! unter was für Hände bin ich gefallen? fragte ich mit zitternder Stimme. Warum?

— Sie sind in den besten Händen — auf dem Schloß der Gräfin. Seyn Sie der besten Aufnahme versichert. Folgen Sie mir. Er führte mich die Treppe hinauf über einen schönen Saal in ein elegantes Zimmer. Hier fand ich alles, was zur Bequemlichkeit gehörte. Er fieng an, mich auszuleiden, und reichte mir trockne Kleider; ich war ganz durchnäßt, und die trockne Wäsche war mir wahre Wohlthat. Der Bediente entfernte sich mit meinen Kleidern, um sie zum Trocknen aufzuhängen. Als ich allein war, besah ich mein Zimmer, und hatte alle Ursache, zufrieden zu seyn. Das Gewitter war vorüber und der Mond blickte heiter durch die zerrissenen Wolken. Ich sah zum Fenster hinaus. Die Aussicht gieng auf einen geräumigen Hof, der ringsum von dem Schlosse ins Gevierte umschlossen war. In einigen Fenstern brannten noch Nachelichter, die mehrsten aber waren ganz dunkel. Eine Todtenähnliche Stille herrschte über das ganze Gebäude. Der Schall der Tritte über den langen Saal verkündigte mir die Rückkehr des Bedienten. Sie scheinen mißvergnügt, sagte er, als er ins Zimmer trat, und die Gräfin wünscht nichts weniger, als daß jemand mit ihrer Aufnahme mißvergnügt seyn sollte. Aber erklären Sie mir das Gespräch,

sprach, dem ich so eben ohngesehn bewohnte. Ich erzählte ihm das Gespräch, das ich auf der Treppe gehört hatte. Er lachte —

Ja dieser Mord wird nun bald vor sich gehn, sagte er. Es waren die Metzger, die heute morgen einige Schweine abstechen werden. Natürlich wird da Blut fließen. Aber warum führte mich der Thormächter nicht herauf?

Das müssen Sie verzeihen, er ist ein roher Kerl, gleich nachdem er ihnen geöffnet hatte, kam er zu mir, Sie anzumelden. Wo ist der Fremde? fragte ich. Ich weiß nicht, er wird wohl noch unten stehn — er wird schon noch kommen. Ich suchte Sie eine ganze Zeit, bis ein Zufall Sie mir in der Wendeltreppe entdeckte. Ich erzählte ihm den Vorfall mit der weißen Frau. Das ist eine alte Beschließerin, eine äußerst abergläubische furchtsame Person; aus Furcht verkriecht sie sich bey jedem Gewitter im Keller. Heute Nacht, als das Gewitter begann, lief sie in ihrem Nachtzeuge in den Keller, und hat dort gebetet. Sie glaubt, weil sie im Keller den Blitz nicht sieht und den Donner minder hört, sey sie dort sicher vor Gefahr. Es ist ein uraltes Inventarium des Schlosses.

D 5

Sie

Sie werden Ruhe bedürfen. Morgen werde ich die Ehre haben, Sie meiner gnädigen Gräfin vorzustellen. Damit verließ er mich, und ich legte mich zu Bette. Die Entkräftung durch die Strapazen und Angst im Walde machten, daß ich gleich einschlief und erst am andern Morgen sehr spät erwachte. Das Gewitter der verfloffenen Nacht hatte die Natur wohlthätig erquickt. Es war ein herrlicher Tag. Ich dachte den Abentheuern der vergangenen Nacht nach, und konnte mir Zamponi's Benehmen mit nichts erklären. Daß ich mich auf dem Schlosse der Gräfin befinde, war ist außer allem Zweifel, und das, was mir der Bediente von seiner Gebieterin heym Ankleiden erzählte, stimmte völlig mit dem überein, was mir Zamponi von ihr gesagt hatte.

Man hatte meine Kleider sorgfältig getrocknet und in Ordnung gebracht, daß auch nicht die geringste Spur der gestrigen Unordnung daran wahrzunehmen war. Ich bat den Bedienten, mich seiner Gebieterin anzumelden, damit ich ihr meinen Dank abstaten könnte. Er fragte nach meinem Namen und eilte zu ihr.

Das Ende dieses Abentheuers, und ob die Gräfin wirklich so schön sey, wie mir sie
Zam-

Zampont geschilbert hatte, was ich von ihr für Aufschlüsse erhalten sollte, das alles trieb sich in meinem Kopfe umher, daß ich die Abentheuer der verwichnen Nacht ganz vergaß, und mich bloß mit der Zukunft beschäftigte. „Sie werden der Gräfin sehr willkommen seyn. Sie erwartet Sie zur Chokolade, sagte der Bediente, als er zu mir zurück ins Zimmer trat, haben Sie die Güte mir zu folgen.“

Er führte mich über eben den langen Saal, über welchen er mich gestern in das Zimmer gebracht hatte, aber nach einer andern Richtung hin. Wir kamen in einen schmalen Gang, der nur so breit war, daß eine Person bequem darin gehen konnte. Von da führte uns eine Treppe abwärts in einen prächtig meublirten Saal, nach dem neuesten Geschmacke gebaut. Der Weg gieng nun durch eine Reihe eleganter Zimmer, die mir merken ließen, daß wir uns in dem neuen Flügel des Schlosses, der eigentlichen Vorderseite befänden. Auf dem Wege peinigte mich die Neugier mit jedem Zimmer, das ich betrat, ärger, und meine Erwartung, in Rücksicht der gepriesnen Schönheit der Gräfin, stieg mit jeder Thüre, die der Bediente öffnete, immer höher. Endlich hielt er bey
einer

einer Flügelthüre still, öffnete, und hieß mich hineingehn. Die junge Gräfin saß auf einem Kanapee, das so wie alle übrige Meubles des Zimmers schwarz überzogen war, in einem schwarzseidnem Kleide, das sie vom Hals bis auf die Füße deckte. Ihr Haar wallte kunstlos in dichten blonden Locken über Schultern und Rücken hinab.

Alle Ideale, die ich mir von ihrer Schönheit gemacht hatte, zerfloßen in ein kaltes Nichts über den Anblick des lebenswürdigsten Originals. Sie war schlank, ihre Größe nicht ganz entwickelt, so daß man ihr ihre Jugend gleich ansah, da ihre schöne Figur noch ferneres Wachsthum zu versprechen schien. Ein blendendes Weiß mit sanftem Roth gemischt, färbte ihre Wangen. Ihr Mund übertraf die Röthe der Korallen — ihr Auge hing und weilt so süßsam schmachrend auf den Gegenständen, die sie besah, und verhieß jedem, den es anblickte, so viel Milde, so viel Engelgüte, die sich nicht beschreiben läßt. Ihre Augendraunen zogen sich so schön mit lebenswürdiger entzückender Majestät um die lieben himmelsblauen Augen — ihr schöner Hals — ihre weißen Händchen, und das niedliche Füßchen,
das

daß sie nur dann und wann unter dem langen
 schwarzen Kleide hervorzeigte, in den blendend
 weißen seidnen Strumpf gehüllt — Ihr krauses
 Haar, das sich in kleinen niedlichen Locken um
 die Stirne reihete und ihrer Schönheit so ein
 sanftes wohlwollendes Ansehn gab — Der
 schwermüthige Zug, der auf ihrer Stirne
 schwebte, und das sanfte holde Lächeln, das
 sich um ihren schönen Mund zog und die me-
 lancolische Wolke auf ihrer Stirne Lügen zu
 strafen schien — Alles — alles das riß mich
 ganz gewaltsam zu ihr hin. Bey meinem
 Eintritt ins Zimmer stand sie bescheiden auf,
 und neigte sich mit unaussprechlicher Grazie —
 Wir vergieng die Sprache — Sie half mir
 mit ihrer ungezwungenen Naivität auf einmal
 aus meiner Verlegenheit, indem sie mit lächeln:
 der Wiene mich fragte: Wie haben Sie geruht?
 Nun hatte ich auf einmal Gelegenheit, ihr
 eine Menge Verbindlichkeiten zu sagen. Ein
 Wort entwickelte das andre und bald war der
 Faden eines interessanten Gesprächs angeknüpft.
 Ihr ungezwungnes Benehmen, die Wahl ihrer
 Ausdrücke, ihr feiner natürlicher Witz, ihre
 melodische Sprache, alles schien ihr von der
 Natur verliehen zu seyn, Männerherzen zu
 fesseln. Von ihrer Person erzählte sie wenig,
 und

und wie ich im Verfolg des Gesprächs merkte, kannte sie weder mich, noch das geringste von dem, was einigen auch nur den entferntesten Bezug auf meine Verhältnisse mit dem Hofe haben konnte.

Ich sah mich in meinen Erwartungen getäuscht, wollte Abschied nehmen, und vermochte es doch nicht. Die schöne Gräfin hielt mich gefesselt. Freundlich hieß sie mich bleiben, und lud mich zum Mittagmale ein. Als die Zeit zu speisen kam, rufte uns der Bediente dazu ab. Die Gräfin hieng an meinem Arm, ich fühlte durch den dünnen Atlas ihren vollen Busen sich heben, so taumelte ich mit ihr in ein elegantes Tafelzimmer. Ihr gegenüber saß ich am Tische. Ich weiß nicht, was ich gegessen habe; Ambrosia schien mir alles; der liebliche Marziminowein, Nektar aus ihrer Hand. Ich war trunken von Liebe. Der bloße Anblick der lebenswürdigen Gräfin hatte mein Blut entzündet, der Wein von ihr goß brennende Glut in mein Hirn. Schwindel fuhr mir durch alle Sinnen; ich wußte nicht, wo ich war — nicht wie mir geschah. Die Tafel ward durch ausgelachte angenehme Desserts verlängert; dann folgte ein angenehmer
Spaß

Spaziergang im Park. Er enthielt schöne Parthien, aber ich kann mir nichts deutlich davon erinnern; ich sah nichts in der ganzen weiten Schöpfung, als sie — nur sie allein. Alles übrige eilte unbedeutend vor meinen Augen vorüber, und ließ keinen Eindruck in meiner Seele zurück — weil nur sie, die Holde, meine ganze Seele füllte. An jenem herrlichen Tage, als ich Paulinen zum erstenmale erblickte, war ich trunken von Liebe — stark war der Eindruck, den sie auf mich gemacht hatte — Aber Laura — Laura del Bellisori umfaßte mich allgewaltig. — Die Wirkung ihrer Reize auf mich war allmächtig. — So entreißt das geliebte Weib dem Manne sein eignes Selbst, und tändelt allgewaltig mit dem kindischen Manne, den ihre Reize zum Knaben entwaffnen. — Alles schwand vor meinen Augen — Lauras Eindruck hatte alles von der Tafel meines Gedächtnisses gewischt — Paulinen, Jamponi, und mein eignes Selbst — Sie allein stand in großen Flammenzügen darauf. Das Gespräch betraf — ich weiß noch jedes Wort — den Werth der Freundschaft. Wie richtig durchdacht war alles, was sie sprach — wie zeigte sich in jedem ihrer Worte ein heller Kopf und ein reines Herz — Ich fühlte tief jedes Wort,
das

das ihren süßen Lippen entquoll. — Wie schön tönte das Lob der Freundschaft aus dem Munde des Ideals der Liebe! Wir kamen im Verfolg unsers Gesprächs auf Verhältnisse einzelner Menschen, die die süßesten Bande der Freundschaft zerreißen, deren feindseliger Genius im Augenblicke oft für die Ewigkeit geknüpfte Bande zerstört. Die Gräfin wurde nachdenkend. Wie oft sich Jugendfreundschaft in Liebe verwandle, und die Jugendfreundin zur Geliebten, zur Braut mache. Sie wurde ernster. Wie oft zerreiße der Zwang diese süßen Bande am fremden Brautaltare, fuhr ich fort — und eine stille Thräne perlte aus ihrem Auge herab. Was ist Ihnen Gräfin? fragte ich sie betroffen. Nichts, erwiderte sie, dies Gespräch erinnert mich an einen Theil meiner Lebensgeschichte, diese Erinnerung lockte mir Thränen in die Augen und diese haben mich verrathen. Meine Herkunft macht mir keine Schande, so wie sie niemand schändet. Aber sie ist mir die Quelle vieler Leiden geworden. Welches Landes Kind glauben Sie wohl, daß ich vor Ihnen steht?

Nicht jedes Land bringt so eine Schönheit hervor, antwortete ich ihr —

Wie

Wie galant! Da sollte ich Ihnen billig etwas verbindliches darauf sagen. Schade nur, daß ich als Wittve nicht genug darauf eingerichtet bin und Ihr Kompliment auf mich nicht anwendbar finde. Ernstlich, Marchese, aus welchem Lande glauben Sie wohl, daß ich sey? —

Vielleicht aus Frankreich?

Nein, mein Herr, Sie sind weit vom Ziele.

Dalmatien?

Noch weniger.

Griechenland? Vielleicht Kandia?

Auch nicht. Ich will es Ihnen sagen:

Aegypten ist mein Vaterland! Sie staunen? Sie lächeln? Ja, ja, ich bin eine Aegypterin und obendrein aus Kairo.

Befremdet Sie das? Habe ich denn gar keine Aehnlichkeit mit einem ägyptischen Kanop? Ich gebe gleich Wasser, bey jeder Kleinigkeit kann ich weinen, wie ein Kanop. Meine Augen treten aus, wie unser Nil.

Sie scherzen.

E

Ernst:

Ernstlich, Marchese! ich bin eine Aegypterin, Kairo ist meine Vaterstadt. Mein Vater war ein Gelehrter, oder, wenn Sie lieber wollen, ein Bücherabschreiber, also nicht viel von den Gelehrten unsrer Zeit unterschieden, die anderer Werke abschreiben und ihren Namen vorsetzen. Aber das letztere that mein Vater nicht. Er schrieb seltne Werke ab, für jene, die sie verlangten. Dieß gewährte ihm einen ziemlichen Nahrungszweig, besonders da in Aegypten die Druckerey wenig oder gar nicht bekannt ist. Gewöhnliche Abschreiber haben weiter keine Werke als den Koran, Lokmans Fabeln, Kopptische Gebetbücher, Psalterien, und Legenden, die dort ihre gewissen Käufer finden. Einige haben auch wohl etwas mehr, aber viel ist es selten. Mein Vater aber hatte eine andre Spekulation, die vortheilhafter für ihn war. Er hatte Gelegenheit gehabt, die seltensten Werke, die in den Händen weniger Menschen sind, und von Europäischen Gelehrten — einer gewissen Gattung eifrig gesucht werden, zu bekommen. Sie werden wissen, wie begierig gewisse Gelehrten nach solchen Schriften sind. Solang man darin nicht mehr sucht, als Spuren der Ausbildungen der Ursprachen, oder Aufschlüsse der ältesten Menschen's Geschichte, glaube

glaube ich selbst, daß dieses Forschen nach alten Werken lobenswerth ist, und seinen Forscher reichlich belohnt. Eine andre Klasse aber sucht in diesen dunkeln Schriften verborgne Wissenschaften — Ob denen ihr Suchen belohnt werde, und ob diese Bücher voll dunkler Bildersprache wirklich so viel verborgne Weisheit enthalten, kann ich als Frauenzimmer nicht entscheiden.

Mein Vater besaß die Kunst, alle Schriftarten dieser Werke aufs beste zu kopiren. Koptische, Syrische, Rukische, hieroglyphische Züge waren ihm so geläufig, wie die Arabischen. Dieses, und der Besitz der seltensten Werke, war ihm ein großes Kapital, das sich ihm herrlich verzinsete. Viele reisende Europäer fanden sich bey ihm ein, und zahlten ungeheuer für die Kopien solcher Werke.

Mein Vater suchte mich sitzsam und häuslich zu erziehen; Ihm dank ich mein reines Herz, seinen Grundsätzen, die er mir von der zartesten Kindheit praktisch einflößte, mein reines Gewissen, und meinen Muth in Leiden, und meine Beharrlichkeit in der Tugend, die mich noch nie, auch in der größten Gefahr nicht, verlassen hat.

E

Sorgs

Sorgfältig verbarg er mich vor den Fremden, von denen unser Haus fast nie leer wurde. Und diesen gestattete er nie, die Gränzen des Vordergebäudes und seines Arbeitszimmers zu überschreiten. Ein Sohn eines griechischen Kaufmanns, bey dem mein Vater auf seinen Reisen viel Liebe und Gastfreundschaft genossen hatte, kam in Geschäften seines Hauses nach Kairo. Mein Vater erwiderte die Gastfreundschaft, die er bey dem Vater dieses Jünglings genossen hatte, und nahm ihn in unser Haus auf. — Ich sah den guten, sanften Nizephoro, und — liebte ihn. Er war still und gut. Wir lebten wie Bruder und Schwester. Mein Vater sah diese Liebe emporkommen, und hinderte sie nicht, und um Ihnen mit keiner langen Erzählung lästig zu fallen, will ich Ihnen nur ganz kurz sagen, daß wir mit einander, am Fest des großen Kirchenlehrers Basilus, verlobt wurden. Ein Jahr darauf sollte unsre Hochzeit seyn. Nizephoro liebte mich herzlich — seine Liebe war allumfassend. Ich war glücklich in seiner heiligen, frommen Liebe. Jeder Tag, jede Stunde jener schönen Zeit wird mir unvergeßlich bleiben. Zu dieser Zeit führte das Schicksal einen Menschen in unser Haus, dessen Eintritt ich verfluchen

fluchen muß. Er war, wie er sich gegen meinen Vater geäußert hatte, Mitglied einer geheimen mystischen Gesellschaft in Europa, und von dieser ausgesendet, seltne Werke anzukaufen. Er hieß, wie ich in der Folge erfuhr: Zamponi, und war von Geburt ein Italiener. Er gab meinem Vater ungeheure Summen zu verdienen, aber der Bösewicht raubte ihm seinen größten Schatz, sein Kleinod, das ihm mehr als alle Schätze Indiens war, mich, seine einzige Tochter.

Er mußte Gelegenheit gefunden haben, mich zu sehen — Genug, ich weiß es selbst nicht, wie er es möglich gemacht hat, ob ihm seine Anhänger zu Kairo mich verrathen haben, oder wie er mich sonst kennen gelernt hat; ich weiß es nicht. —

Mein Geliebter hatte eben eine Geschäftsreise unternommen, als sich der Berwegne des Nachts meinem Lager nahte, und mich mit Gewalt fortschleppte. Ich wollte um Hülfe rufen, aber vorsichtig hatte der Ruchlose meine Zunge gebunden, Arme und Füße gefesselt. Wie ein hilfloses Schlachtopfer schleppte er mich aus dem Hause, das ich seitdem nicht

wieder sah. Was aus meinem armen Vater, was aus meinem geliebten Nizephoro geworden ist, habe ich weiter nicht erfahren — Ach Gott! mein Vater! wahrscheinlich ist er todt, der Gram über meinen Verlust hat ihn ins Grab gesenkt, denn ich war ihm alles. Nizephoro ist vielleicht auch todt — Der Verräther Zamponi brachte mich in ein Haus, das vermuthlich von Verbündeten seines schwarzen Lichtscheuen Ordens bewohnt wurde. Hier entledigte er mich meiner Bande. Ich wollte entfliehn, aber er gebot mir, mich nicht von der Stelle zu bewegen, und drohte mit geschwungenem Dolch, wenn ich einen Laut von mir geben würde. Vergebens umfakte ich seine Kniee, vergebens zerfloß ich in Thränen zu seinen Füßen — er blieb kalt — lächelte teuflisch und befahl mir, zu essen. Ich that es nicht.

Ich glaubte, durch den Hungertod mich zu retten. Aber schon am vierten Tage, so lange hielt ich es aus, war der Schmerz unausstehlich, die Natur siegte, und ich aß. Teuflisch lächelte Zamponi, als er mich von der Natur überwältigt sah. Er führte mich in einem bedeckten Wagen in tiefer stiller Nacht von Kairo

Kairo weg. Gott! ich fand mehrere meines Gleichen, mit denen ich einer schändlichen Bestimmung entgegen geschleppt wurde. Auch seine Begleiter vermehrten sich. Nach einigen Tagereisen wurde der Wagen geöffnet, und wir nicht verschleiert am Bord eines kleinen Schiffs geführt, wie sie auf dem Nil und seinen Kanälen gehen. Von da gieng die Reise beständig zu Wasser, grade nach Venedig.

Bei finstrer Nacht brachte er uns in ein Haus in einer abgelegenen Straße. Hier wurden wir von einander getrennt, und erhielten schöne Kleider. Keine meiner Gefährtinnen habe ich nachmals wieder zu sehn bekommen. Einige Tage darauf kam ein junger schöner Mann, er besah mich. Ich gefiel ihm, und um eine ansehnliche Summe kaufte er mich dem Zamponi ab. Ich glaubte mich als Sklavin schändlicher Buhlschaft verschachert, und war der Verzweiflung nah. Der Graf Velfiore hatte Gefühl für meinen Schmerz und ließ mir auf einem seiner einsamen Schlösser Muse genug, meinen Schmerz auszuweinen. Ich kann ihm seit dieser Zeit nicht die geringste Unbescheidenheit nachreden. Vielmehr that er mir alles zu gefallen, was er konnte, suchte

E 4

meine

meine Liebe zu verdienen, und erklärte sich erst nach vierzehn Tagen, daß er mich wahrhaft liebe, daß ich allein das Mädchen sey, mit der er glaubte, glücklich zu leben, und daß er mich hätte, wenn ich ihn ungezwungen lieben könnte, ihm meine Hand zu überlassen. Seine Edelsmuth gieng noch weiter, er versprach mir, wenn ich ihn nicht lieben könnte, meine Freyheit und mich selbst in mein Vaterland zurück zu bringen. Was sollte ich thun? — Hier fesselte mich die wärmste Dankbarkeit an einen Mann, der so edel, so großmüthig an mir handelte, so uneigennützig mich aus den Händen eines Unmenschen losgekauft hatte; — Dort sah ich einen leidenden mit dem Tode ringenden Vater, und einen der Verzweiflung nahen Geliebten, die ich vielleicht beyde durch eine baldige Zurückkunft noch retten konnte. Ich bat und erhielt noch einige Bedenkzeit, und Belfiori versprach, indessen alles anzuwenden, um Kundschaft vom Vater und Geliebten einzuziehen. Nach etwa vier Wochen zeigte er mir einen Brief von einem Freund unsers Hauses in Kairo, welcher die traurige Nachricht enthielt: daß mein Vater am fünften Tage nach meiner Entführung aus Gram gestorben; von Nizephoro aber, welcher kurz darauf Kairo verlassen,

sen, habe man nichts mehr gesehen noch gehört.

Ich überlegte, daß mich vielleicht ein günstiges Geschick, das unter hundert in meiner Lage kaum einer zu Theil wird, einem so großmüthigen Manne zugeführt habe; überdachte, wie sehr er mich liebe, wie er da flehte, wo tausend andre an seiner Stelle sultanisch gefordert haben würden, sah seine Leiden — ward gerührt, und ergab mich ihm. Mein Herz hatte er schon längst durch seine Tugend, durch seine Bescheidenheit erworben. Seine Eltern setzten unsrer Verbindung unübersehbare Hindernisse entgegen. Aber mein Geliebter räumte sie heldenmüthig alle hinweg. Seine Eltern lernten mich kennen. So verächtlich sie mich auch im Anfange behandelten, so sehr liebten sie mich in der Folge. Sie empfanden das Glück ihres Sohnes in meinem Besitze mit ihm, und willigten endlich in unsre Verbindung. Doch durfte mich mein Gemahl nicht in Gesellschaften seines Ranges und nicht am Hofe aufführen, weil ich nicht von Adel bin, eine Ehre, auf die ich gern Verzicht that, und mit meinem Velsforti in süßer ländlichen Ruhe unsre Tage verträumte. Zwey Jahre flossen

E. 5

in

in namenloser Wonne dahin. Ich hatte nicht das süße Glück, Mutter zu werden, so sehrwollte es die Eltern meines Mannes, er selbst und ich mit ihm wünschte. Angelegenheiten der Familie nöthigten ihn, an einem entfernten Hofe zu erscheinen. Er eilte dahin — und — es ahnete mir bey unserm Abschiede — ach! ich sah ihn nie wieder. Ohngefähr nach Verlauf eines Vierteljahrs erhielt ich die Schreckenspost: Er sey im Zweykampfe erstochen worden. Der Mörder sey entflohen — seinen Namen nannte man mir nicht. Wahrscheinlich, daß man den Verworfenen nicht kannte.

Und Sie hörten nicht die Ursache, die ihn in jenen unglücklichen Zweykampf verwickelt hatte?

Nein, antwortete sie mit einem Strom von Thränen; ach nein! Er sey Nachts auf der Straße überfallen, und mit blanken Degen gezwungen worden, sich zu vertheidigen, und das Opfer jener unseligen Fehde geworden. — Denken Sie sich meinen Schrecken, meine Trauer, als ich diese Hiobspost erfuhr. Ich wollte ihm nach, wollte mich morden, Sinne und Gedanken verließen mich. Wir hatten die kurze Zeit
so

so harmonisch, so schön mit einander gelebt, und ikt eröffnere sich uns erst die schönste Zeit unsers Lebensgenusses, als er mir mit einem Male so schändlich entrisßen wurde — meine Trauer war groß — mein Schmerz unerreichbar. Obwohl ein Jahr und mit diesem die heftigsten gewaltsamen Eindrücke des Schmerzes vorüber sind, so vergeht doch kein Augenblick, wo ich nicht an ihn denke, wo ich nicht wünsche, ihn wenigstens einmal noch zu sehen, und Abschied von ihm zu nehmen. Manche Nacht durchweine ich um ihn, auf dem einsamen Lager — rufe seinen theuren Namen —. Marchese, schelten Sie es nicht Romanens schwärmerey, es liegt so was Behmüthiges in dem Gefühle. Nur eine Gattin, die ihren Gatten recht geliebt — so geliebt hat, wie ich meinen Velsiore, nur die kennt dieß Gefühl, nur die wird mich verstehn, und meiner nicht spotten. Ich kann mich nicht entschließen, diese Trauerkleidung um ihn abzulegen, noch die schwarzen Meubels meines Zimmers zu vertauschen. Diese schwarze Trauerfarbe ist mir lieb geworden um seinerwillen. Ich sehe so gern auf das schwarze Sopha hin, worauf ich sitze und kann, in Gedanken an ihn, Stundten lang so auf das schwarze Zeug hinstarren.

Wie

Wie gern hätte ich seine Leiche gehabt — wie gern ihn noch einmal gesehn? aber meine Wünsche sind vergebens. Nie giebt der Orkus den schönen Raub zurück. Ich habe seinem Andenken ein Grabmahl in diesem Park errichtet. Es ist mein Lieblingsaufenthalt im ganzen Park. — Unwillkürlich hat uns der Weg dahin geführt, gleich sind wir an der geweihten Stelle.

Wir giengen noch einige dunkle Gänge durch. Mir war sonderbar zu Muthe. Ich zitterte, als sollte ich einem Kriminalrichter entgegen gehn.

In einer mit Zypressen und Trauerweiden umpflanzten Rodonte stand sie still. — Sehen Sie, Marchese — Sehen sie dort —! sagte sie schluchzend, mit abgewandtem Gesicht, aus dem Thränen stürzten, und deutete mit der Hand nach dem Hintergrunde der Rodonte. Ich sah hin. Eine weite Kapelle, deren Vorderseite ohne Wand war, stand am Schlusse der Rodonte. In derselben stand der Graf von weißem Marmor in Lebensgröße nach dem Leben ausgehauen, auf einem großen breiten Piedestal von schwarzem Kararischen Marmor, worauf

worauf eine goldne Inschrift stand; die Wände der Kapelle waren grau — und vermehrten das Schauerliche des Aufenthaltes. Hier ist der Ort, sagte die Gräfin, wo ich oft mit ihm Arm in Arm ruhte. Hier habe ich ihm sein Denkmal errichten lassen, um mich all' der Seligkeiten unsrer verfloßnen Tage desto lebhafter zu erinnern. Hier ist der Ort, wo ich seinem Andenken heil'ge Thränen weine. Hier weile ich so oft, sagte sie, indem wir in die Kapelle traten, mit meinem Harin vertraut, und kann mich Stunden lang beym Anblick des Marmors all' jener mir unendlich theuren Züge erinnern. Oesters vergesse ich mich und rede den steinern Mann an. Da wünsche ich mir schon so vielmal eine Erscheinung von ihm. Seit einiger Zeit, Marchese, ist der Gedanke besonders lebhaft in mir geworden, und bleibt fest vor mir stehen: Ob es nicht möglich sey, die Verstorbenen wieder zu sehn? Bey uns in Aegypten ist das Volksglaube. Hier nicht. Ich wünschte sehnlich, ihn noch einmal zu sehen.

Du wirst ihn sehen, übermorgen um Mitternacht, ruste dumpf und grausig eine rauhe Stimme aus dem

Mos

Monumente — die ganze Kapelle schien zu wanken. Das Blut gefror in meinen Adern. Was war das? sagte die Gräfin und blickte mich erschrocken an —. Ich weiß nicht — aber lassen Sie uns gehen, mir kömmt ein unwillkürliches Grausen an —. Mein Wunsch ist erhört, sagte die Gräfin getrübet —. Er liebt mich noch, auch über den Urnen wills fährt er meiner Bitte. Ich werde ihn noch einmal sehn, rufte sie schwärmerisch aus! ich werde meinen Gatten wieder sehn!

Aber wird Ihre zarte Natur, Ihr feines, reizbares Nervensystem, diesen großen Austritt aushalten? sagte ich zu ihr, indem wir zurücksgingen.

Warum? fragte die Gräfin, und maas mich mit einem großen Blicke.

Könnte nicht das Ungewöhnliche eines solchen Anblicks, könnte nicht die Furcht —

Wovor soll ich mich denn fürchten? Er war ja mein Geliebter, war mein Gatte! Ich will ihn an mein Herz drücken, wenn er kömmt. —

Wir

Wir durchstreichen verschiedne Parthien des Parks. Sie ward immer nachdenkender, und ich wußte mir den Vorfall in der Kapelle durch nichts zu erklären. Wir wurden zu Tische abgerufen. Es dämmerte bereits, als wir dem Schlosse zugingen, ein Grausen umwehte mich, die Gräfin sah blaß, doch nicht minder reizend aus; Sie schien tiefererschüttert und nicht wenig erschrocken, so sehr sie sich auch bemühte, es vor mir zu verbergen. In einem durch mehrere Glaskronen erleuchteten Zimmer war die Abendmahlzeit bereitet. Ich saß ihr wieder gegenüber — Sie legte mir vor, neues Leben kehrte in mich zurück. Ihr holdes Lächeln — ein Blick aus ihren Augen und der Eindruck des Schreckens war vernichtet. Als sich der Bediente entfernt hatte, sagte sie, indem sie freundlich meine Hand ergriff und mich mit ihren schönen blauen Augen traulich ansah: Ich habe eine Bitte an Sie, Marthe!

Befehlen Sie, schöne Gräfin, erwiederte ich, und zugleich drückte ich mit Wärme ihre Hand. Sie zog sie nicht zurück, und der Druck fuhr wie elektrisch Feuer in meinen Körper.

Ich

Ich traue mir doch nicht Muth genug zu, sagte sie, jenen Austritt allein zu erwarten. So leicht ich mir das Anfangs vorstellte, so schaurig denke ich mir es jetzt, seitdem ich gewiß weiß, daß er mir erscheinen wird — und ich will's Ihnen nur gestehen, der Austritt in der Rodonte hat mich im Innersten erschüttert — Ein nie gehabtes — nie gekanntes Gefühl durchschauert jede meiner Nerven. Der Austritt, dem ich entgegen sehe, muß groß, muß außerhalb den Grenzen der gewöhnlichen Natur seyn. Seine bloße Erwartung packt mich schon erschrecklich — und ich bereue tausendmal einen Wunsch, den ich, stünd' es in meiner Macht, so gern wieder zurück nehmen möchte, was ich, leider! nun nicht mehr kann. Dürfte ich Sie, lieber Marchese! bitten, mich bis dahin nicht zu verlassen, und mit mir jenen Austritt zu erwarten?

Ich konnte nicht anders, als es ihr zusagen, obwohl ich mich gern einige Meilen von dem Austritte entfernt gewünscht hätte. Sie merkte meine Verlegenheit bey der Zusage — Aber wenn Sie es nicht gern thun sollten, wenn es Ihnen vielleicht unangenehm wär —

Alles,

Alles, liebenswürdige Gräfin, fiel ich ihr ins Wort, was ich für Sie und in Ihrer Gesellschaft thue, muß mir angenehm seyn, und wenn es noch so gefährlich wäre. In Ihrer Gesellschaft wird selbst der Schreck liebenswürdig — ich bleibe bey Ihnen, und erwarte ruhig, was auch immer kommen mag. Sie reichte mir ein Glas mit süßem Marziminoweine — aus ihren Händen belebte er mich doppelt. Ich trank, und mit den süßen, feuerrißigkelnden Moxte strömte neuer Muth in meinen Körper. Mein Blut wallte heftig, und heftiger mit jedem Glase, das ich leerte. Für Laura und an ihrer Seite hätte ich mit Leviathan angebunden. Der Anblick des holden Geschöpfis berauschte mich schon ohne den Wein, der mein Blut in raschern Schwingungen zum Herzen führte. Ich küßte ihre Hand — ein sanfter Druck erwiderte meinen Kuß — Ich vergaß mich und sprach mit ihr von Liebe, Weit entfernt, darüber empfindlich zu werden, stimmte sie selbst in das Gespräch mit ein. Sie sind ein schöner Mann, sagte sie, und für unser Geschlecht verführerisch lockend. Ich will es Ihnen gern gestehen, daß auch ich Sie lieben könnte — Allein Liebe setzt eine längere Bekanntschaft, als die unsrige, voraus, wir

sind nicht immer, was wir scheinen. Am wenigsten in der Liebe. Es sucht sich da jedes so vorthailhaft zu zeigen, als es kann. In der Folge findet sich das anders. Ich glaube gern, daß Sie gut und gefällig, daß Sie edel und offenherzig sind, vier Eigenschaften, die das Weib nicht gern am Manne vermißt; allein wir kennen uns erst seit heute früh, von mir wissen Sie wenig, und dieses wenige noch dazu blos aus meinem Munde — Von Ihnen weiß ich noch weniger, als wovon ich mich überzeugt zu haben schmeichle, daß ich in Ihnen einen guten theilnehmenden Freund gefunden habe.

Vom Grabe des Vaters zum Brautaltare, war' ein, wenigstens für mich, zu schneller Schritt. Bedenken Sie das Verhältniß Ihres Standes zu dem meinigen. Ich bin nicht von vornehmer Geburt und lebe blos von den Wohlthaten der Eltern meines verstorbenen Mannes — Liebe und Dankbarkeit machen es mir durchaus ohnmöglich, je an eine andre Verbindung zu denken.

Die Tafel war unterdessen aufgehoben. Ein niedliches Mädchen trat ins Zimmer und sagte ihrer

ihrer Gebieterin etwas ins Ohr. Die Gräfin fertigte sie ab — Sie neigte sich schweigend und gieng — Die Gräfin schenkte mir Wein ein; Sie selbst aber setzte ihr Glas zurück. Ihr Gespräch nahm seitdem eine ernstere Richtung. Ihre Verhältnisse, Marchese, fuhr sie fort, sind mir nicht bekannt. Zufall war es, und dem Glück habe ich es zu danken, daß ich dem edeln Vellfiori in die Hände fiel. Ich weiß, wie mir war, als ich in der Gewalt jenes Barbaren schmachtete. Man kaufte mich — Ich mußte mir das gefallen lassen, ohne zu wissen, welchem Schicksal ich entgegen geführt würde, vielleicht daß man mich zur Bühlerin herabwürdigen, daß man mich, wenn man meiner satt sey, verächtlich verstoßen werde. Hah! Marchese, ich kann Ihnen die Kämpfe nicht beschreiben, die ich mit mir selbst in jenen unglücklichen Tagen zu bestehen hatte. Als das Schicksal alles zum Besten für mich gewendet hatte, ward mir mein Gatte entrisen. Ich weiß, was er mir war — weiß, was seine Familie mir noch ist, er kaufte mich mit großen Summen, und gewann mich durch Liebe. Ich will nur ihm, nur den Seinigen — mir und seinem Andenken angehören. Wer weiß, ob Sie nicht dereinst in der Folge den Bund be-

rennen müßten, den Sie im vorbeypausenden Moment einer vergeßnen Stunde knüpfen? Ob Ihre Familie so nachsichtig gegen meine Geburt, als die meines Mannes seyn würden. Ob Sie Muth genug hätten, sich der Verflage des Hofes so geduldig bloß um meiner Liebe willen preis zu geben, wie Velfiore. Ich traue Ihnen schon zu, daß Sie über manches Vorurtheil hinaus sind — Aber noch wird die Welt von zu mannichfaltigen Vorurtheilen überströmt, denen, in ihrer Verbindung, entgegen zu schwimmen wohl der entschlossenste Mann vergebens versuchen wird. Lassen Sie uns Freunde bleiben, und gleiche Rechte zwischen uns obwalten. Ich lasse dem Freunde seine Freiheit — lassen Sie der Freundin ihren Wittwenschleyer.

Meine Freiheit ist dahin, sagte ich, und kniete vor ihr nieder — seit ich Sie sah —

Stehn Sie auf, sagte sie lächelnd. Sie wird schon wiederkommen.

Ich schien in ihrem Lächeln einen Zug von Verachtung zu lesen.

Eben trat das Mädchen wieder ein. Sie trug auf einem Teller von schwarzer chinesischer Erde ein ebenfalls schwarzes sonderbares Gefäß,
und

und eine Tasse aus der nämlichen Erde; setzte es auf den Tisch nieder, neigte sich schweigend, und gleng.

Die Gräfin goß ein dickes Getränk, dem Ansehn nach wie Asche, in die Tasse — rührte es mit einem elfenbeinern Löffelchen einigemal um, und trank es aus.

Ich bemerkte, daß sie bey'm ersten Ansätze zusammenschauderte. In der Folge schien sie ruhig, ich faßte ihre Hand, und fühlte sie kalt wie Schnee. Sie war ernsthafter, und je mehr sie in der Folge von dem Getränke nahm, desto stiller und ruhiger schien sie. Mir schenkte sie immer noch Wein ein, ließ mein Glas nie leer werden, und schien es drauf angelegt zu haben, mich zu berauschen. Der Ton ihres Gesprächs war sanfter, und mir kam sie iht wie ein Wesen andrer Art vor. Ich schämte mich meines freyen Gesprächs, das ich vorhin mit ihr geführt hatte, und mir eckelte vor mir selbst. So dreist mich anfangs der Wein und ihre Gefälligkeit gemacht hatte, so sehr fühlte ich mich iht von ihr zurückgezogen. Ich weiß es nicht, wie sie mir vorkam, ernsthafter war sie, seitdem sie von jenem Tranke genossen hatte.

hatte. Freundlich war sie auch, aber ihre Freundlichkeit war nicht mehr so unbefangen, wie erst, und doch auch nicht gezwungen. Die schwarze Tracht machte sie unbegreiflich ehrwürdig und ich kann bis jetzt keine Worte finden, jene Situation zu beschreiben, in der sie mir erschien. Jetzt bemerkte ich erst, zu meiner nicht geringen Verwunderung, daß die Lichter auf den Glaskronen alle verloschen waren, und nur noch die zwey auf dem silbernen doppelten Armleuchter, der auf dem Tische stand, brannten. Die Glaskronen hatten noch lange nach aufgehobner Tafel gebrannt, nach der Zeit war niemand, als das Mädchen, ins Zimmer gekommen. Ich konnte nicht begreifen, wie sie auf einmal alle verloschen waren. Mehrmal wollte ich die Gräfin darüber und über das Getränk fragen, aber ich weiß nicht, warum ich meine Neugier unterdrückte; genug, ich fand es nicht schicklich, deshalb in sie zu dringen. Sie hatte das Gefäß geleert — und schien nun Miene zu machen, ins Bett zu gehn zu wollen. Ich nahm Abschied von ihr; sie schellte. Ein Bedienter trat zu der einen Thür herein und begleitete mich auf mein Zimmer. Freundlich wünschte sie mir im Abgehn gute Nacht. Der Bediente brachte mich in jenes

jenes Zimmer zurück, worein er mich die vorige Nacht geführt hatte, ließ mir zwey Lichter und wünschte mir gute Nacht. Ich konnte nicht schlafen. Die vielen sonderbaren Eindrücke, die ich heute erhalten hatte, durchkreuzten sich in meinem Gehirne. — Zamponi weist mich an eine Person, die mich nicht kennt, nichts von mir weiß, von dieser soll ich Aufschlüsse über meine Geschichte erhalten. Er verspricht, mich hinzuführen und läßt mich im Walde verirrt stecken. Ein Zufall muß mich dahin bringen, wo er mich einzuführen versprach. Ich werde gastfreundlich aufgenommen, Zamponi hat noch viel zu wenig von ihrer Schönheit gesagt, sie ist ein Engel — ich verliebe mich in sie, sie behandelt mich freundschaftlich, weist mich bescheiden und bündig zurück. Die Grabkapelle erschüttert sich — eine Stimme verkündigt die Erscheinung eines Geistes, die Gräfin ladet mich dazu ein. — Ich habe nie an Geistererscheinungen geglaubt, habe sie ins Reich abergläubischer Aemmenmährchen verwiesen — und doch denke ich mit Furcht an den Auftritt, den ich erwarten soll — Hah! wenn das ein Buben-Stück von Zamponi wäre? — Doch, er kann hier keinen Einfluß haben. Sie haßt, sie verabscheut

er selbst unterstand sich nicht, dem Schlosse zu nahen.

Als er den jungen Griechen zu Venedig sah, machte er sich laus dem Staube — er fürchtet sich vor ihm. Ihr Gatte ist Nachts überfallen — im Zweykampfe ermordet worden — Ich rede mit ihr von Liebe — welches sonderbare Gewebe! Wie soll sich das alles lösen. Ich konnte mir die Widersprüche, so sehr ich mich auch bemühte, nicht kombiniren, und das Resultat einer Kombination war und blieb dunkel — undurchschaulich für mich.

Ich suchte mir durch Philosophie alles wegzudemonstriren, aber was ich in der Grabkapelle sah und hörte, jener unwillkürliche Schauer, der mich gleich beym Eintritt in die Todonte befiel, blieb immer, unwidersprechlich empfunden, vor mir stehn, und ich hätte mich selbst belügen müssen, wenn ich mir dieses hätte wegzudemonstriren wollen.

Werk der Einbildung konnte es um so weniger seyn, da die Gräfin eben das, vielleicht noch deutlicher als ich, sah und hörte. Gern hätte ich mich losgemacht — aber, welch ein Schimpf für

für mich, wenn ich zurücktreten wollte? da zurücktreten wollte, wo ein Weib Muth genug hatte, festzustehn. Und ich hatte ihr es versprochen. Was würde sie von mir denken, wenn ich ihr mein Wort zurücknehmen wollte.

Ich liebte die Gräfin, ich würde die äußerste Gefahr für sie geduldet haben — Aber jene Erscheinung machte mir bange. Ich wünschte, daß ein Zufall mir zu Hülfe kommen möchte — Wer weiß es, ist es ein bloßes Blendwerk mit dieser Erscheinung — man will die Schwärmerey der Gräfin mißbrauchen, und ich entlarve den Betrug — mache mich um sie verdient, und kann in der Folge auf ihre Dankbarkeit rechnen. Ich mahlte mir diesen Gedanken so schön aus, daß ich endlich selbst glaubte, es sey nichts weiter als irgend ein Gaukelspiel eines böshaften Betrügers, und fest entschlossen war, auf das Gespenst grade zu zu gehn, und den Betrüger zu entlarven. Ich sah sie schon von ihrer Schwärmerey geheilt dankbar in meinen Armen liegen, als sich mir der junge Grieche zeigte, dessen Liebe zur Gräfin mich eigentlich zu dieser Reise bewegt hatte, und dem ich sein Zutrauen mit Treulosigkeit vergalt. Pauline erschien mir im Trauerges-

wande — Mein Vater auf dem Todtenbette, er streckte die Hand zum Fluche nach mir aus — Paulinens Vater ließ mir nachsehen, der Prinz M — o wüthete gegen mich, den Todschläger — mir konnte ich es sagen — den Verfänger seiner bestimmten Braut — Schreckliche Bilder, die mein Gehirn durchwühlten! Ich schauderte zurück, und konnte es nicht wagen, sie im einzelnen zu überdenken. Ich wünschte mich aus dem Schlosse, aber da fiel mir die schöne Gräfin ein, wie sie freundlich meine Hand ergriff, mich bey ihr zu bleiben bat, da stand sie traulich vor mir, blickte mich mit ihren großen blauen Augen an — verlassen Sie mich nicht — Ich konnte sie nicht verlassen, sie hatte mich mit ihren Blicken, mit dem Druck ihrer Hand fester als mit ehernen Banden an dieses Zauberschloß gefesselt.

Erst gegen Morgen labte mich ein sanfter wohlthätiger Schlummer. Als ich erwachte, stand der Bediente vor mir. Ihn ansehen — und nach der Gräfin fragen, war eins. Sie ist eben von ihrem Morgenspaziergange zurück. Er erzählte mir beym Ankleiden, daß sie alle Morgen einen Spaziergang im Park oder auf der Flur mache. Dieser Tag verstrich in ihrer
Ge.

Gesellschaft, leicht — angenehm, und war in allem dem verfloffenen gleich. Ernster schien sie mir heute, Abends kam eben jenes Mädchen wieder, brachte ihr in eben jenem Gefäße denselben Trank, neigte sich schweigend und gieng. Alles war wie gestern. So kam endlich der dritte Tag. Beym Morgenbesuche fand ich sie in einem weißen Kleide mit schwarzem Flor überzogen, auf dem Sopha sitzen, reizend hatte sie mir in ihrem schwarzen Anzuge erschienen — dieser riß mich hin. Sie schien mir trauriger als jemals — bang preßte sich der Athem aus ihrer schönen Brust, und vergebens überlächelte sie ihr Gesicht mit Ruhe, während es in ihrem Innern stürmte. Kein Gespräch gelang uns, wir mochten anknüpfen, was wir wollten. Sie nahm ihre Zuflucht zum Spiel. Aber dabey gieng es von beyden Seiten so zerstreut, daß wir bald wieder aufhörten. Sie kimperte auf ihrer Guitarre, aber kein Stück vollendete sie. Immer wurde ein andres angefangen, das, kaum halb vollendet, mit dem Anfange eines dritten verwechselt wurde. Ihre melodische Stimme versagte ihr gänzlich, sie war bang und lallend. Mißmuthig legte sie die Guitarre weg, und setzte sich zum Piano Forte. Aber hier gieng es ihr eben so. Vergebens haschte

ihre

ihre geängstete Seele nach einem Ruhepunkte — und fand ihn nicht. Der Mittag kroch heran. Wir saßen still bey Tische. Sie hatte sich kurz vor Tische umgekleidet und erschien wieder in ihrem schwarzen Trauergewande. Es war ein sonderbares Mittagsmahl, man könnte es eben sowohl ein Trauermahl nennen. Die schwarzen Meubels im Zimmer, Laura selbst schwarz gekleidet, ernst und traurend. Der Tisch mit blendend weißem Tischzeug gedeckt, und die Gefäße darauf sämmtlich von schwarzer chinesischer Erde — sogar die Löffel. Auch die Weingläser, aus schwarzem geschliffenen Glase, machten einen sonderbaren Eindruck. Der goldne Wein verlohr seine heitre Miene darin, womit dieser Freudengeber uns aus dem krystallinen Becher sonst zuwinkte. Dunkel — blutgefärbt erschien er hier. Die Speisen bestanden aus einem kühlenden nahrhaften Kreim, einigen gebacknen und kühlenden Früchten. Die Gräfin genoß wenig oder gar nichts, und jeder Bissen schien ihr im Munde zu sterben.

Trauriger schlich der Nachmittag vorüber, und unter bangen Ahnen und Hoffen nahm die Sonne endlich auch für diesen Tag Abschied von unsrer Hemisphäre. Ich saß mit der Gräfin

Gräfin im Garten am Bassin eines Springbrunnens, das mit weißem Marmor eingefast war. Es war eine angenehme Parthie des Parks. Ringsum war der Platz, der das Bassin umschloß, mit hohen Bäumen umgeben, die nur sparsam die letzten Abschiedsstrahlen wirkungslos durchließen. Still und stiller wurde es um uns her, das Grau des Abends verdickte sich in immermehr am Horizonte. Traurig plätscherte der Springbrunnen in einsam hallenden Parks. Die Gräfin sah starr vor sich hin ins Wasser. Zu sehr in ihrem Innern beschäftigt, bemerkte sie nicht die immer mehr hereinkommende Nacht. Einzelne Sterne begannen schon blaß am Horizonte zu scheinen, als uns ein Bedienter zur Abendmahlzeit abrief. Die Gräfin stand auf und wandte stumm an meinen Armen ins Schloß.

Als wir in ihrem Zimmer ankamen, war sie einer Ohnmacht nahe. Ich führte sie ans Sopha, sie ruhte dort aus. Ich trat ans Fenster und blickte hinaus auf das Parterre des Parks, das mit Rasen und Blumenbeeten vom Schlosse aus in heitern Tagen dem frohen Auge die reizendste Aussicht gewährte, und sich dann allmählig in die dunklern Gänge des Parks

Parks verlohr. Der Wind wehte, und so schön sich der Abend gezeigt hatte, so stürmisch war sein Ende. Der sich immer mehr und mehr erhebende Wind verwehte die blassen Sterne vom Firmamente, und ich sah einige Mal überm Walde in der Ferne blitzen.

Das Abendessen war aufgetragen, und in eben jenen traurigen schwarzen Gefäßen, wie am Mittage. Die Gräfin hatte sich in etwas wieder erholt, und setzte sich zu Tische. Sie aß wenig, und bat mich, sich nicht daran zu kehren und zu essen. Aber auch in mir war die Eglust nicht erregt — Erwartung jenes großen Auftritts hieß mich Speis und Trank vergessen. Die Nacht ward finstrier und finstrier, der Donner rollte in der Entfernung, die Bäume im Parke rauschten und ihre Wipfel knarreten vom Sturme, der sich jetzt zum furchtbaren Orkan erhoben hatte. Ein nicht zu haltfester Schornstein stürzte vom Dache herab. Hörbarer und hörbarer rollte igt der Donner, und Winde vereinten sich — zum furchtbarsten Accord der tönenden Natur mit ihm. Die Abendtafel ward aufgehoben. Das junge Mädchen kam wieder mit ihrem Tranke, die Gräfin nahm ihn so, wie an jenen Abenden,
doch

doch setzte sie den Becher heute mit einem
 Schauer an, der ihren ganzen Körper durch-
 rüttelte. Sie wankte, und hielt sich auf die
 eine Hand gestützt am Tische an. Fieberblässe
 rünchte ihr ohnehin angstgebleichtes Gesicht.
 Das Mädchen trat wieder ein, eben als sie das
 Gefäß geleert hatte. Ich hatte es schon seit
 gestern und vorgestern bemerkt, daß in dem
 Gefäße nur vier Becher jenes räthelhaften asch-
 grauen Trankes waren, daß sie jeden Becher
 auf einem Zuge leerte, und die Zeit, in der sie
 trank, genau einzuthellen schien. Es entstand
 zwischen jedem Becher eine Pause von ohngefähr
 fünf Minuten. Das ganze Gefäß war also
 richtig in einer Viertelstunde geleert. Nach
 deren Verlauf auch jedesmal das Mädchen pünk-
 tlich eintrat, und das Gefäß wieder abholte.
 Ich konnte dieses um so eher bemerken, da eine
 Standuhr im Zimmer war, die allezeit eine
 Viertelstunde schlug, wenn das Mädchen ven
 Trant brachte, und die folgende Viertelstunde
 angab, wenn sie zum Abholen des Geschirres
 wieder eintrat. Während den Pausen, die
 die Gräfin im Trinken machte, gieng sie mit
 in einander geschlagenen Armen im Zimmer auf
 und ab, ihre Blicke zum Himmel gerichtet,
 und schien zu beten. Manchmal drängten sich

Seuffer

Geiſter aus ihrer Bruſt, und heute ſah ich ſie die Hände ringen. — Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich bey all' der Neugier, die mir der ſonderbare Trank erregte, es doch niemals wagte, weder die Gräfin, noch einen ihrer Diener darüber zu fragen. Die ſchwarzen Gefäße, die ihn enthielten, die graue undurchſichtige Aſchenfarbe — und die ernſthafte Art, mit der ihn das Mädchen brachte, und die Gräfin nahm — die feyerlichen abgemessenen Pauſen, und die Trauer während dem Geſnuſſe — alles das erfüllte mich mit einer Ehrfurcht, daß ich es allen Verſuchen meiner Neugier zum Troſte, nicht über mich gewinnen konnte, eine Frage deſhalb zu thun, dieſes um ſo mehr, da die Gräfin mein Befremden darüber ſah — und mir doch nichts ſagte, das es gemildert hätte, vielmehr that, als bemerke ſie es nicht.

Das Mädchen kam ſie wieder — ſtellte ſich vor ihre Gebieterin hin — Ich werde nicht zu Bette gehn, ſagte dieſe; leg dich nur immer ſchlafen — ich kann es vor heute nicht. Bring mir Bücher und Karten. Das Mädchen neigte ſich tief, ſchweigend, und gieng.

Wald

Bald kam sie mit dem verlangten wieder, rangirte einen Spieltisch, zündete zwey Lichter darauf an; die Bücher legte sie auf einen Nebentisch. Dann kniete sie vor die Gräfin hin, faltete ihre Hände. Die Gräfin machte mit ihrem Finger ein griechisches Kreuz auf ihre Stirne, darauf richtete sich das Mädchen in die Höhe. Die Gräfin küßte sie, und sagte sanft —: Gute Nacht, liebe Minna. Das Mädchen erwiederte es, und setzte andächtig hinzu: Sterben wir, so sterben wir im Herrn. Die Gräfin beantwortete dieses mit den Worten: Wir mögen leben oder sterben, so sind wir in seiner Hand. Damit gieng dieses Mädchen zur Thür hinaus, und ich merkte an ihr, daß sie noch in der Thür einen ängstlich besorgten Blick auf mich und die Gräfin warf. Diese Zeremonie hatte mich, so wenig ich mir sonst aus Zeremonien mache, tief erschüttert. Es ist dem Mädchen ihr Abendsegen, sagte die Gräfin sich zu mir wendend, den ich dem Mädchen allezeit vor Schlafengehn gebe. —

Ich lud sie ein zu spielen —. Ach! ich kann nicht spielen, Marchese, sagte sie bang — es war nur Vorwand, mit dem ich das Mädchen mit Anstand zu Bette schickte. Der ganze

G

Him,

Himmel war schwarz mit Donnerschwängern
 Wolken umzogen. Der Sturm hatte sie über
 den Park herauf getrieben, Blitze flackerten
 an den Fenstern vorüber. Es schlug zehne, und
 das Gewitter war in seiner ganzen Wuth über
 uns. Die Angst der Gräfin — ich vermags
 nicht, sie zu schildern, sie war über allen Aus-
 druck, und wuchs mit jeder Secunde.

Auch meine Verlegenheit stieg merklich. Die
 schwere Gewitterluft, der tobende Sturm und
 das Brüllen des Donners — alles stürmte auf
 uns ein und vermehrte die Angst unsrer Herzen,
 über die Dinge, die da kommen sollten. Aller
 Wuth war ißt gänzlich bey mir verschwunden,
 und muthlos wie ein Knabe saß ich der Gräfin
 gegenüber, die, auf ihren Arm gestützt, auf
 ihrem Sopha zitterte. Ißt schlug es eilf.
 Die Uhr spielte ein schmelzendes Adagio — die
 Melodie mit Flöten, und die Begleitung mit
 Harfentönen und lief ab — was ist das?
 sagte die Gräfin, die das Ablaufen der Uhr
 nicht wenig befremdete. Diesen Mittag ist sie
 doch aufgezogen worden — und muß zweymal
 vier und zwanzig Stunden gehn. Ich eilte
 hin, und zog die Uhr wieder auf. —

Der

Der Sturm von innen so wie von außen hatte
 ist seinen höchsten Grad erreicht. Stumm —
 verlohren in unsre Angst, saßen wir da, Hier
 befröst kroch an meinem Rücken herauf und
 schüttelte mich —. Die Gräfin hatte alle
 Lichter auf den Glaskronen brennen, auch auf
 die Tische im Zimmer mehrere Lichter verthei-
 len lassen, vermuthlich um ihre Angst zu min-
 dern. Es ist durch Erfahrung bewiesen, daß
 ein stark erleuchtetes Zimmer den Geist heis-
 ter — matter Lampenschein aber — gewöhn-
 lich düster macht.

Die Uhr schlug eben drey Viertel auf zwölz-
 fe — Bald — bald — rufte die Gräfin
 ängstlich laut, aus gepreßtem Herzen, und un-
 terbrach das furchtbare Schweigen, in dem
 nur die Geister des Sturms und des Donners
 mit einander sprachen.

Mit dem Schlage drey Viertel brannten auf
 einmal alle Lichter dunkel — ohnerachtet sie
 frisch geschnupft waren. Vielleicht auch, daß
 es meinen Augen nur so schien, weil die Angst
 das Geblüte in außerordentliche Wallung vers-
 etzt. Man weiß es ja, daß es Menschen bey
 großer Angst und Schrecken schwarz, und bey

G 2

heiterm

heiterm Mittage Nacht vor den Augen wird Die Uhr hob aus, und die Lichter brannten mit diesem Ausheben auf einmal so klein und dunkel, wie blaue Fünkchen eines kaum angebrannten Lichts, das sich noch nicht erholt hat, und verbreiteten eine fürchterliche Dämmerung im Zimmer — fürchterlicher, als wenn sie gar nicht gebrannt hätten. Ich sah keinen Gegenstand mehr bey ihrem Scheine, wie blaue Schwefelstämmchen schwammen sie in schwarzer Finsterniß, allein sichtbar. Die Gräfin, erschrocken darüber — stöhnte ein ängstliches — *Sah! aus.* Ist schlug die Uhr die grausige Stunde der Mitternacht aus — und das letzte Fünkchen Leben der traurigen Lichter schien an dem entscheidenden letzten Glockenschlage der zwölften Stunde zu hängen — denn mit dem letzten Streiche verlöschen sie alle auf einmal, wie nach dem Takte — Die Uhr spielte, ohn'erachtet sie erst aufgezogen war, ist — nicht. Ein furchtbarer Donnerschlag — der uns unter seinem Krachen zu begraben drohte, fuhr am Schlosse herab und wühlte sich auf dem Parsterre in die Erde. Der Sturm riß Thüren und Fenster auf, Blitze zischten herein —

Er



Er kömmt — er kömmt — rief die Gräfin aus, und indem — trat er, begleitet vom Leuchten des Blickes, zur Thür herein —

Die Gräfin sank auf die Knie, und streckte ihre Arme nach dem Geiste aus: Ja, du bist es — aber barmherziger Gott! wie bist du entsetzt —

Der Anblick des Geistes war fürchterlich. Vom Kopf bis auf die Füßen in ein weißes Leichentuch gehüllt, das im ganzen Zimmer einen ekelhaften Leichenduft der überhandgenommenen Verwesung und des zerstörenden Mörders verbreitete, und ihm den Hintertheil des Kopfs, den Rücken, Füße und Vorderleib bedeckte, daß man nichts sah, als sein fürchterlich verfallenes aschgraues Gesicht, und seine von Degenhieben zerfleischte Brust, aus der das Blut stromweise über das Leichentuch stürzte. — So trat er mit unbeschreiblicher Majestät auf die Gräfin zu — Mit gräßlicher Stimme — redete er sie an: Was willst du von mir? Die Angst versagte der Armen die Stimme.

Der Blick, der ihn ununterbrochen leuchtete, ließ uns allein den Geist sehn, und die Zwischen-

Räume, wo es nicht blühte, waren noch weit schrecklicher, weil wir den Geist nicht sahen, der sich unter uns befand —.

Nede! Laura — was willst du von mir — warum rufest du mich so oft? sagte er nach einer Pause, in der er auf Lauras Antwort gewartet zu haben schien — und seine Stimme war schrecklicher, als zuvor.

Abschied von dir nehmen — stämmelte die Gräfin.

Abschied? brüllte der Geist —

Gräfin (gefaßt.) Ja, Abschied — du weißt, wie sehr wir uns geliebt haben — weißt, wie schön die kurze Zeit unsers harmlosen, glücklichen Ehestandes dahin wallte — und wenn du als Geist Wissenschaft hast von den Handlungen der Sterblichen — so wirst du meine Thränen, die nie versiegen — meinen Jammer, der ewig an meinem Herzen frißt, bis ich nicht mehr bin, kennen, und deiner liebenden Gattin die kühne Bitte verzeihen, die sie aus Liebe zu dir that —.

Der

Der Geist. Gutes, liebes Weib! —
deine heil'ge Liebe — thut mir noch in jenen
Gefilden wohl. Aber in welcher Gesellschaft
muß ich dich finden?

Gräfin (bestürzt) Dieser Fremdling?

Der Geist (gräßlich.) Er ist mein Mör-
der!

Gräfin. Wie! mein Gemahl! der Graf
Rinaldi?

Der Geist. Eben dieser Bube! Nasenbe
blinde Liebe zur Prinzessin Pauline verleitete
ihn zu meinem Morde. Der Herzog suchte
ihn vom Hofe zu entfernen. Er hatte mir den
Tod zugebacht, damit ich nicht an meinem Hofe
verrathen sollte, was ich dort erfahren hatte.
Man machte den Grafen Rinaldi eifersüchtig
auf mich — der Thor, der blöde Thor glaubt
den Lügen der Oberhofmeisterin ihrer Kreatur-
ren — schleicht mir nach — und mordet mich
Nachts auf der Straße — da er mich zwar
zum Zweykampfe aufforderte, aber ohne mir
Zeit zu lassen, den Degen zu ziehen, durch-
stieß er meine Brust mit mehrern Stichen.

G 4

Den

Den Schein der Partheylichkeit von sich abzu-
wälzen, verbot ihm der Herzog den Hof. —
Er ward flüchtig — und du keusche Taube
giebst dem würgenden Geyer, der schon auf
deine Tugend seine Klauen geschärft hat —
giebst dem Mörder deines Gatten Obdach und
deine Gesellschaft —?

Die Gräfin. Vergieb! vergieb Ges-
liebter! Ach ich wußte es nicht — daß er dein
Mörder war —

Der Geist. Dieser Unwissenheit mag ers-
danken, daß ich keine Rache an ihm nehme.
Aber laß ihn den kommenden Tag nicht mehr
in deinem Schlosse finden. Von nun an darf
er dich nicht wieder sehn —!

Gräfin. Auch ohne dein Geboth —
war mirs ohnmöglich gewesen — den Mörder
meiner Freuden, meines Glücks je eines Blicks
zu würdigen — Aber dich will ich furchtbar
rächen an ihm — Geist meines Gatten! dies
schwöre ich —

Der Geist. Halt! keine Rache! wag
es nie, in das Rad des Schicksals einzugreifen.
Laß

Laß ihn ruhig ziehen, wohin er will — überlasse jenem die Rache, der über dem Monde waltet — In seinem Gewissen foltert ihn schon die Furie — und mehr als Höllenguaal tobt in seinem Herzen — Gedanke meiner — Meine Zeit ist vorbey.

Majestätisch gieng er zur Thüre hinaus. Ein Blitz fuhr durch das Zimmer — Die Lichter brannten wieder helle — erschöpft saß die Gräfin auf dem Sopha. Sobald sie sich stark genug fühlte, wankte sie, ohne nach mir zu sehen, zur Thüre hinaus. Ich war in einer schrecklichen Angst. Mein Gewissen erwachte. Fürchterlich war sein Erwachen. Denn, nur allzuwahr war das, was der Geist gesagt hatte. Es sey nun ein Geist, oder was es immer gewesen seyn mag; ich erkannte in ihm alle Züge wieder — alle Hiebe, die ich an jener Gestalt wahrnahm, waren dieselben, die ich in jener unglücklichen Ehrensache nach dem Grafen geführt hatte. Ich sah mich verrathen. — Bald erschien ein Bedienter, der mich mit einem Lichte auf mein Zimmer begleitete.

Schlafen konnte ich ohnmöglich. Ich schrieb ein kurzes Abschiedsbillet an die Gräfin, worin ich mich entschuldigte, so gut ich es vermochte, und ihr die Sache so erzählte, wie sie sich verhielt; ob vielleicht, daß man mich in jene Sache durch Kabale verwickelt hatte, meine Schuld in ihren Augen gemindert habe? weiß ich nicht. Am frühen Morgen kam der Bediente, brachte mir Koffee und Frühstück. Ich genoß wenig davon. Ein Billet von der Gräfin lag dabey. Ich öfnete es hastig, es enthielt folgendes:

„Verrathen Sie sich nicht. Alles bleibe ein tiefes Geheimniß.“

Keine Unterschrift.

Ich verstand ihren Wink. Beschenkte die Bedienten und gieng nach der Stadt. Ich kam auf einem weit kürzern Wege zurück, und ohne den Wald zu passiren, der weit links liegen blieb. Ich sah ein, daß mich Zamponi nur in jenen Wald gelockt hatte, um mich darsin verirren zu lassen. Ich erinnerte mich an Zamponi's Worte: Dort werden Sie wichtige Aufschlüsse erhalten! — Ich erhielt dort keine Aufschlüsse — aber die Gräfin durch mich.
Sie

Sie erhielt Aufschlüsse über den Tod ihres Gemahls, und lernte in mir seinen Mörder kennen.

Sobald ich nach Hause kam, sagte mir mein Bedienter: Nizephoro sey schon einige Mal da gewesen und habe nach mir gefragt. Gestern habe man Zamponi durch die Polizei suchen lassen — allem Anscheine nach, auf Nizephoro's Anstiften. Aber soviel er erfahren habe, war man seiner noch nicht habhaft worden. Ich traf schleunig Anstalten zur Reise, änderte meinen Namen und meine Kleidung. Die folgende Nacht fand mich schon auf der Reise.

Ohne etwas Abenteuerliches zu erleben, gieng die Reise ununterbrochen Tag und Nacht fort, bis wir über die Gränze dieses Landes waren. In einem kleinen Landstädtchen des Fürstenthums, in dem wir uns ikt befanden, mietete ich ein einfaches Quartier, und lebte in ruhiger ungestörter Stille.

Einige Wochen waren so verstrichen, und ich wünschte zu wissen, ob Pauline meine Briefe erhalten habe, und sehnte mich nach irgend einer Antwort von ihr. Wenn ich an
Laura

Laura zurückdachte — ersahen mir Paulinens Schönheit, wie ein blasser Mondschatten — Aber ein Rückblick auf jene Nacht und den Geist des Grafen — wie sie vor mir, dem Mörder ihrer Ruhe, ihres Glücks floh, mich keines Blicks mehr würdigte — und mir schauderte vor dem Andenken an jenes Schloß — Ich beschäftigte mich mit Paulinens Briefen, mit dem Andenken von ihr — Ihre Locke — ihr Bild — die Zusicherungen ihrer Treue — ihre lieben Briefe, so voll des wärmsten Gefühls der Liebe und der herzlichsten Ergießungen der reinsten heiligsten Empfindungen, waren meine einzige Unterhaltung in meinem gegenwärtigen isolirten Zustande. Bist du ihrer auch noch würdig? fragte ich mich oft? Mörder eines guten unschuldigen Menschen? — Zwar das Gewebe der Bosheit war zu fein gesponnen, mit zu viel anscheinender Niedlichkeit lockte man mich in die Garne der Sünde. Ich war blos Werkzeug und damals handelte ich recht, weil ich aus Ueberzeugung zu handeln glaubte —

Ich übte Rache am Verführer, am meineydigen Gatten — so hatte man mir ihn gezeigt — und er war es nicht. Das sagte ich mir. Aber blieb ich trotz alledem weniger
Mördr

Mörder? O! du Stimme des nie heuchelnden Gewissens! Du einziger Vokal des dunkeln Alphabets menschlicher Urtheile und Gedanken! Du allen Völkern der Erde anschauliches, allein allgemein verständliches Hieroglyph unsers Gottes — du klagst mich an! du zeigst mir mein Verbrechen — und vergebne Mühe ist's, dich mit Sophismen zu verdunkeln. Vor deiner Stimme schweigt die fließendste Beredsamkeit tröstender Sophismen — dein Nachspruch macht Könige zu Kriminal-Verbrechern. Und die allgewaltige Religion, die Trösterin der Menschheit, tritt kaltschauernd zurück vor deiner eiskalten Gigantenumarmung. — Ihr Trost vermag nichts gegen deine Stimme.

Darf ich Paulinen noch lieben? Darf der Mörder mit der Bluttriefenden Hand, mit seinem Schandarriff das holde unschuldige Geschöpf entweißen? Darf er noch seine Augen aufschlagen zum Engel des Lichts aus seinen Schauerklüften der Finsterniß? —

Nein, ich bin deiner nicht mehr werth, Pauline — ich fühl's, du verdienst ein treues reines Herz — nicht beladen mit Blutschuld, wie das meine. Nicht verworfen vom Vater:
fluch

fluch — nicht verflucht vom Bruder, den ich
aus des Vaters Herzen riß — den ich dem
Unglück — der Verzweiflung preis gab —
Mein, du guter Engel sollst nicht sinken in die
Bluttriefenden Arme eines dreysfachen Todts-
schlägers.

Und ist eine Liebe zu Paulinen nicht Ver-
brechen? Ist sie nicht die Braut eines Andern?
Aber sie liebt ihn nicht — liebt mich! Un-
glückliche geblendete Pauline, die Du nicht
lieben kannst, was Deiner würdig ist, und
über die Leiche eines Viedermanns einem Todts-
schläger in die Arme eilst — Erwache von
Deinem verführerischen Traume! sieh um Dich
— sieh dieses Herz mit Nattern umwunden
— Wage es nicht, darnach zu haschen, die
Nattern umwinden Dich mit — Flieh Un-
glückliche! Flieh vor den freßenden Würmern,
und laß ihnen mein böses — mein verirrtes
Herz allein zum Raube. — Verirrtes? wär
es wirklich nur verirrt? ja, vielleicht ist noch
Rückkehr auf den Weg der Guten möglich?
Kann Reue! kann Gebet und Besserung mich
wieder zu dem guten Menschen umschaffen,
der ich war, als Knabe, als Jüngling, eh
ich die schlüpfrige Bahn des Hosiens gleitete.

So

So stärke Du — so leite Du mich, Geist meiner Pauline! So beginne ich noch heute das große schöne Werk der Besserung. So entsage ich von diesem Moment an all' den frechen Plänen — allen Hoffnungen des Glücks auf Kosten anderer — und so Pauline! — so will ich Deiner würdig werden.

Ein leises Klopfen an meiner Thüre störte mich. — Ich gebot herein. Zamponi stand vor mir. Befremdet wick ich einige Schritte zurück. Sie finden mich hier, Zamponi? sagte ich ihm in einem bittern Tone.

Und würde Sie am Ende des Erdballs zu finden wissen, entgegnete er mir lächelnd.

Besser für mich, Sie hätten mich *ist* nicht — Sie hätten mich nie gefunden.

Ist das der Lohn für meine Ergebenheit! für meine Freundschaft?

Freundschaft? nennen Sie das nicht so. Oder war das etwa Freundschaft, daß Sie mich im Walde ins Gebüsch lockten, aus dem ich mich mit Angst und Mühe loswand, daß Sie

Sie mich bey schrecklichem Gewitter allein im Walde allen Gefahren preisgaben? und entschlüpfen? —

Warum alles dieses geschah — darüber sollen Sie Aufschlüsse erhalten —

Vermuthlich solche, wie auf dem Schlosse der Gräfin, wo man in Gefahr kömmt, der Kriminal-Justiz überliefert zu werden, und es noch der Großmuth und seinen eignen gesunden Weinen danken muß, wenn man mit heiler Haut davon kömmt. Zamponi! Zamponi! ich ahnde etwas — und ich glaube, meine Ahndungen werden mich nicht trügen.

Von Ahndungen halte ich nicht viel; und überlasse sie leichtgläubigen Knaben und alten Weibern. Ihre Ahndungen sind mir lächerlich, weil Sie immer über Ihre Ahndungen vergessen, was Sie thun sollten, und das am wenigsten ahnden, was Ihnen am nächsten ist.

Sie hatte ich freilich nicht geahndet.

Auch Das nicht; sagte Zamponi lachend, indem er einige Pakete auf meinen Tisch legte und sich eiligst entfernte. Oh' ich ihm noch nachrufen konnte, war er schon fort.

Ich

Ich eröffnete das Paket und das erste, was mir in die Hand fiel, war ein Zeitungsblatt aus der Residenz. Es enthielt außer einigen für mich sehr gleichgültigen Nachrichten, die wichtige für mich, der Prinz von M—o sey in der Nacht vom 13ten auf den 14ten plötzlich am Schlage gestorben. Dann ein Brief von Paulinen, der, so wie die vorhergehenden, ihr reines Herz und ihre Liebe zu mir zeigte. Ich las ihn mehrmal, jeder Buchstabe war Liebe und Feuer. Ich konnte ihn nicht genug lesen. — Dann ein Brief von unbekannter Hand, des Inhalts: Da der Prinz M—o gestorben, so werden dem Marchese Finaldi, von Seiten des Hofes, seiner Liebe wohl keine Hindernisse mehr in den Weg gelegt werden. Von Seiten der liebenden Prinzessin noch weniger.

Dann kamen Nachrichten aus meiner Grafschaft, die den Tod meines Vaters bestätigten, und mir meldeten, daß meine Unterthanen, da niemand von meinem Bruder etwas wisse, mir gehuldigt haben. Endlich fand ich noch einen sehr schmeichelhaften Brief vom dirigirenden Minister, der mich aufs freundlichste einlud, wieder an den Hof zu kommen, da die vorigen Vorgänge, in die ich durch den Prinzen

H

M—o

Ich — o verwickelt worden wäre, längst vergessen seyn, und der Herzog mich mit offenen Armen erwarte.

Dies alles bestimmte mich, und vorzüglich Paulinen wieder nah zu seyn, daß ich an jenem Hofe wieder erschien. Ich wurde allenthalben mit ausgezeichnete Achtung empfangen. Alle Herzen flogen mir entgegen, selbst Personen, die mich bey meiner vorigen Anwesenheit kalt behandelt hatten, waren jetzt zuvorkommend und freundlich gegen mich. Paulinen sah ich nicht. In keiner Gesellschaft traf ich sie, niemand sprach von ihr, und wenn ich das Gespräch auf sie zu leiten suchte, schien man wieder davon abzulenken. Ich konnte mir das nicht erklären, und hoffte lange vergebens auf irgend eine Erklärung dieses gänzlichen Stillschweigens von einer Person, die mich so sehr interessirte. Zamponi schien ganz aus der Welt — wenigstens für mich, verschwunden zu seyn. Ich sah und hörte nichts von ihm. So verstrichen mehrere Monate, während ich meine Bedienten und alles aufbot, zu spioniren, ob sie etwas von der Prinzessin, oder Zamponi erfahren könnten. Auch dieß war bis jetzt umsonst gewesen.

Ich

Ich war traurig. Die glänzendsten Gesellschaften waren mir langweilig, alles ob um mich her, weil ich allenthalben das vermißte, was ich suchte.

Mein Bedienter meldete mir, daß mich ein Mädchen sprechen wollte, und trotz allen Vorstellungen nicht abzuweisen sey. Indem sie Ihren Auftrag niemand andern, als mir selbst anvertrauen dürfe.

Ich ließ sie zu mir kommen. Ein schönes Mädchen, einfach bürgerlich gekleidet, trat mit holder Schüchternheit herein. Habe ich auch wirklich die Gnade, in Ihnen den Marquese Rinaldi vor mir zu sehen? fragte sie bescheiden, und maß mich vom Kopf bis zu den Füßen mit einem durchdringenden Blick.

Ich bejahte ihre Frage. Dann zog sie ein Bildchen aus dem Busen, das an einer goldnen Kette hing, meine Antwort schien ihr nicht hinlänglich zu seyn, betrachtete bald das Bild, bald mich mit der größten Aufmerksamkeit, vermuthlich war es eine Zeichnung von mir; dann steckte sie es wieder in den Busen, und sagte: Dieses giebt durch mich eine Leidende

in Ihre Hände. Trösten Sie, helfen Sie, wenn und wo Sie können, aber seyn Sie standhaft und verschwiegen. Dabey gab sie mir einen Brief in die Hand und entfernte sich eilends. Die Aufschrift des Briefs lautete an mich — unbekannt war mir die Handschrift, doch schien es die Hand einer Dame zu seyn. Ich eröffnete den Brief — ein anderer Brief lag in dem erstern, der eine bloße Kapsel gewesen war. Ich erkannte Paulinens Hand — Sie schrieb mir: Gott! wie wards da in meinem Herzen! mehr als hundertmal überlas ich den Brief. Der Entschluß war gefaßt.

Hier finde ich eine Lücke in dem Aufsatze des Grafen Rinaldo, die nur durch die Nachrichten des Paters ergänzt werden kann. Ohne sie würde die ganze Geschichte dem Leser unverständlich werden, so wie sie es selbst dem Grafen war, eh' ihm der Zufall durch den Kapuziner, seinen Beichtvater, dieses Manuscript eines seiner Amtsbrüder, in die Hände führte. Er selbst hat das Manuscript seinem Werke beygelegt. Ich fand es unter seinen Papieren, und theile es hier mit, weil ich glaube,

glaube, daß es eben da an seinem gehörigen
Platze stehn wird.

Seit länger als fünf und zwanzig Jahren,
beginnt der Pater in seinem Manuscripte, bin
ich Seelsorger und Beichtvater der Ursuliner-
nonnen zu B * * *. Es ist kein nutzloses
und kein leichtes Geschäft, das Amt eines
Seelsorgers und Beichtvaters in seinem ganzen
Umfange zu verwalten, als es der Begriff
des Wortes eigentlich erfordert.

Ich weiß es wohl, daß die meisten meiner
Amtsbrüder sich ihr Amt so leicht zu machen
wissen, als möglich, daß sie schon ihrer Pflicht
Genüge gethan zu haben glauben, wenn sie
ihre Messe herlesen, eine Predigt auswendig
lernen, oder aus dem Stegreife theologischen
Unsinn von der Kanzel schwätzen, und im
Beichtstuhl auswendig gelernte Formulare von
Trostgründen und Absolutionen herz- und hirn-
los auf den Beichtenden herab plaudern. Aber
eben diese sind Schuld daran, daß der so ehr-
würdige Stand der Geistlichkeit heut zu Tage so
sehr von den Läten verkannt und verachtet wird.

Ich war damals, als ich anfieng, mich dem geistlichen Stande zu widmen, so glücklich, vor vielen hunderten meines Standes, so selten glücklich — einen vernünftigen und aufgeklärten Novizenmeister zu haben. Er war ein frommer, ehrwürdiger Mann; eine Zierde und ein Muster der Geistlichkeit. Kein Heuchler, kein Frömmeler — grade, offenherzig und wahrhaft war sein Charakter. Mit einem Worte: Kopf und Herz saßen ihm auf dem rechten Flecke.

Er sondirte mich genau, während meiner Probirjahre und meines Novizats — und einem Menschenkenner, wie ihm — entgieng nicht leicht etwas. Er spürte meine wahre Neigung zum geistlichen Stande, und sah, daß sie nicht erkünstelt noch erzwungen war, noch unlautere Nebenabsichten zum Zwecke hatte. Er gab mir treffliche — unvergeßliche Lehren, die mich frühzeitig mit der Würde meines Berufs bekannt machten. Sie sind willens, sagte er oft zu mir, Priester, Beichtvater, und Seelsorger zu werden. Es ist ein wichtiger Stand. So sehr ich Belesenheit und gründliche Buchgelehrsamkeit an einem Geistlichen vorzüglich schätze, und meinen Schülern nie genug empfehlen kann, so will ich im Nothfalle doch lieber

lieber Buchgelehrsamkeit an ihnen vermissen, als praktische Menschenkenntniß. Sie ist dem körperlichen Arzte, wie dem Seelenarzte, gleich unumgänglich nothwendig. Beyder Beruf ist Heilung und Trost. Beydes, wennes wirken soll, setzt eine genaue Kenntniß des Menschen voraus, den man heilen, den man trösten will. Wollen Sie also künftig bey Ihrer Gemeinde, und den Ihrer Pflege anvertrauten Seelen, das heilige Amt eines rechtschaffenen Seelsorgers, eines Trösters, eines Helfers verwalten; so studiren Sie nicht aus alten Folianten Patristik, Homiletik und dergleichen nutzlosen Schnickschnack. Studiren Sie vor allem reine Lebensphilosophie, hauptsächlich auch Anthropologie, und Psychologie. Diese Studia müssen dann blos der Maasstab seyn, mit welchem Sie sich und die Menschen in der wirklichen Welt messen, vergleichen und beurtheilen. Studiren Sie den Menschen, beobachten Sie ihn in seinen mancherley Geschäften und Verhältnissen, und Sie werden auf eine Menge Resultate kommen, die Sie vergebens in allen Compendien der alten und neuen Zeit suchen. Dieses Studium üben Sie besonders, wenn Ihnen eine Gemeinde zur Seelsorge anvertraut wird, dann bemühen Sie sich, jedes

§ 4

einzelne

einzelne Mitglied Ihrer Untergebenen genau zu studiren und kennen zu lernen. Dann erst werden Sie in den Stand gesetzt seyn, bey jedem Gliede der Gemeinde mit Nachdruck zu wirken, und folglich der ganzen Gemeinde mit Kraft und Würde vorzustehn. Jedes einzelne Mitglied hat besondre Verhältnisse, besondern Kummer, besondre Anliegen. Wie lächerlich ist es dann, wenn ein Mann, dem man den Namen Seelsorger giebt, und der nichts weiter kennt, als sein Brevir, Dekretalen, und wenns hochkömmt, die Bibel — wenn der trösten soll, und einem, wie dem andern, so verschieden auch ihre Anliegen seyn mögen, aus so verschiedenen Quellen ihre Seelenleiden auch immer kommen, Gemeinssprüche für Herzenss- trost vorplappert, die eben wegen ihrer Allges- meinheit für niemand passen. Wie verächtlich muß ein solcher formularischer Mietzling wer- den! Aber, wenn der Seelsorger, der treue Freund seiner anvertrauten Heerde, und das soll er ja eigentlich seyn, jedes Individuum genau kennt, das Anliegen eines jeden genau weiß, und dessen Gemüthsverfassung sondirt hat; wie unerschöpflich wird der bey jedem einzelnen Gliede seiner Gemeinde, an Trosts- gründen, an guten Rathschlägen seyn! Als
wahrer

wahrer theilnehmender Freund, als Tröster — als Helfer — als Vater erscheint solch ein würdiger Mann unter seinen ihm anvertrauten Seelen, er redet in der Wahrheit, er straft mit Nachdruck, er bessert mit Erfolg und tröstet mit Liebe und Ergebung. Er wird das Muster seiner Gemeinde und der Gegenstand ihrer Achtung. Ich will der innern Freude eines solchen Mannes über seinen, ich möchte sagen, göttlichen Beruf hier nicht einmal gedenken. Sie werden sie dereinst, als den süßesten Lohn Ihres mühsamen Berufs, in Ihrem Herzen empfinden. So sprach damals mein ehrwürdiger Novizenmeister zu mir. — Der gute Mann! Ist da ich das schreibe, bin ich durch manche bittere Erfahrung zu seinem Alter heran gereift, und er liegt schon lange auf dem Kirchhose, ist wohl schon verstiebt und vermodert — aber seine Lehren leben in meinem Herzen.

Menschenkenntniß war unter seiner klugen Leitung mein Hauptstudium.

Hier lernte ich Philosophie und Moral praktisch.

H s

Nach

Nachdem ich die Priesterweihe erhalten hatte, ward ich Kapellan bey einer kleinen Dorfgemeinde. Hier wendete ich meine Menschenkenntniß zum Nutzen meiner Anvertrauten mit gutem Erfolg an, und vermehrte sie durch unablässiges Studium meiner Pflegkinder. Nach Verlauf dreyer Jahre ward ich als Frühprediger in eine Stadt versetzt. Meine Bauern verlohren mich ungern. Sie hatten mich alle wie ihren Vater geliebt — ich sah Greiße bey meinem Abschiede weinen wie Kinder. In meiner neuen Laufbahn hatte ich Gelegenheit, andre Menschen kennen zu lernen, mein Wirkungskreis ward in dem Grade beschränkter, in welchem die Herzen meiner städtischen Untergebenen verschloßner gegen mich waren. Doch gewann man mich auch lieb, aber nicht mit jener Herzlichkeit als das bessere unverdorbnere Landvolk. So kam ich in verschiedne Stellen, bis ich endlich zum Seelforger am Ursulinerinnenkloster ernannt wurde. Hier öffnete sich mir ein neues Feld. Ich hatte im Beichtstuhle häufig Gelegenheit gehabt, das weibliche Herz kennen zu lernen, von der Bauernbirne, bis zur vornehmsten Dame, durch alle Abstufungen und Alter, von den reinsten Engelherzen bis zum schwarzen faulen Fleischklumpen der gesun-

gesunkensten Buhlerin. Nirgend's hatte ich die Grundzüge des weiblichen Herzens vermißt.

Hier im Nonnenkloster, wo innerer Gram über ein widernatürliches Gelübde unaufhörlich an den Herzen jener armen Schlachtopfer frist, wo sich die Natur fürchterlich an dem Meineide rächt, den diese armen Geschöpfe aus Schwärmeren, oder übertriebenem Stolze am Altare der Kirche schwuren; Hier, wo Heuchelei der Schwermuth die Thränen verbittert, und eingebildeter Wahn einer geistlichen Abgeschiedenheit die tobenden Sinne vergebens zu bekämpfen sucht; hier habe ich die fürchterlichsten Thatfachen gesammelt, die so leicht kein Menschenkenner zu sammeln Gelegenheit hat — denn an diesem geweihten Orte, stehn nur dem Beichtvater die Herzen offen — und auch diesem nicht immer. Dieses ewige rastlose Streben der allgewaltigen Natur, gegen die Kerkerwände dieses Gott geweihten Zwanges, in der Religion kalter Umarmung, aus der sich jene Unglücklichen vergebens zu winden suchen, und es nicht vermögen. Dieses ewige Zurückdrängen ihrer heißen Gefühle, dieses Verstecken ihrer Wünsche unter bloßen Schein von Heiligkeit — dieses ewige Ersticken der Forderungen
einer

einer weiblichen Natur — O — das gebietet bey jungen Nonnen die schauderhaftesten Entschlüsse, stürzt manche in Verzweiflung. Gott! und welche Erfahrungen hatte ich an jenen, denen das Alter jene heißen Gefühle abgestumpft hatte. Die nun, da sie fühlten, daß die Natur ihre Forderungen an sie verlohren gegeben habe, mit kaltem Blute ihre jüngern duldbenden Mitschwestern, durch Hohn und Kabale meuchelten.

Ich muß eine Menge der fürchterlichsten Erfahrungen unterdrücken, die ich als Beichtvater und Seelsorger an diesem Kloster, seit meiner fünf und zwanzigjährigen Amtsführung daselbst gemacht habe. Manches schreckliche Geheimniß ruht auf meiner Seele — aber als Beichtvater habe ich Verschwiegenheit gelobt — und sie sollen in meiner Brust begraben bleiben und mit mir sterben jene Kunden des Jammers. Ein einziges Faktum hebe ich aus — weil es nicht sowohl ohne Verletzung meines beichtväterlichen Schwurs geschehen kann, sondern weil mir jene Person stillschweigend den Auftrag dazu ertheilt zu haben scheint. Diese Erzählung faßt nicht etwan einen Zeitraum von Tagen oder Monden in sich — Nein, sie umschlingt mehrere Jahre.

Die

Die Ursulinernonnen hatten zu mir alle das Vertrauen, wie zu ihrem Freunde, wie zu ihrem Vater, jeder mußte ich ihre Zweifel lösen, und besonders unternahm die Aebtissin nie etwas, ohne mich dabey zu Rathe zu ziehen.

Eines Morgens, es war der heilige Abend vor Maria's Heimsuchung, wurde ich durch die Klostermagd zur Aebtissin gerufen. Als ich zur Pforte kam, brachte mich die Psörtnerin, in der Aebtissin ihr Schlafkabinet, und hieß mich da warten. Sie wolte die Aebtissin rufen, sagte sie, und ließ mich stehn. Dieß fiel mir nicht wenig auf. Denn bey allen Besuchen, die ich bey ihr so oft und viel abgelegt hatte, war ich noch allzeit in ihr Besuchzimmer geführt worden. Bald darauf erschien die Domina selbst und bat mich aufs höflichste um Verzeihung, daß sie mich nicht in ihr Besuchzimmer habe führen lassen; sie habe eine Fremde darin, sagte sie, worüber sie mich vorher sprechen wollte. Denken Sie, ehrwürdiger Pater, fieng sie nach den vorausgeschickten gewöhnlichen Komplimenten und Entschuldigungen an: heute früh, als die Psörtnerin mit Tages Anbruch die äußere Pforte öfnet, findet sie ein fremdes Mädchen auf dem Steine an der Pforte sitzen,
die

die Pförtnerin vermutet, daß sie vielleicht schon die ganze Nacht da gegessen habe. Sie fragt: was sie will? Sie begehre hier in das Kloster, ist ihre Antwort — Die Pförtnerin fragt: zu wem? Sie wünsche hier als Nonne, sey es auch blos als Laienschwester, oder als Magd, aufgenommen zu werden. Die Pförtnerin fragt nach ihrem Namen und Geburtsort. Sie nennt ihr beides und wünscht die Oberin zu sprechen. Die Pförtnerin führte sie zu mir. Sie beantwortete mir alle Fragen eben so wie der Pförtnerin. Ich stellte ihr vor, daß dergleichen keine Stelle in unserm Konvente erledigt wäre, und wir nicht gewohnt wären, über die von den Stiftern festgesetzte Zahl anzunehmen. Und wenn wir sie auch annähmen, so gieng das sogleich nicht an, sie müßte erst in einem Vierteljahre drey Mal anhalten. *) Darauf war das Mädchen traurig, sank zu meinen Füßen, weinte bitterlich, und bat mich um Gottes willen, sie anzunehmen, sie wäre sonst von aller Welt verlassen, und wenn wir sie aus dem Kloster verstießen, gieng ihr Weg von uns zum ersten tiefsten Wasser.

Ich

*) Das ist in den meisten Klöstern gebräuchlich.

Ich war verlegen, weil es mir gar zu sehr auffällt, daß sich ein junges schönes Mädchen in unsern Tagen noch dringt, ins Kloster aufgenommen zu werden. Ein Zug auf ihrer Stirn schien mir das zu bestätigen, womit sie drohte, wenn wir sie nicht aufnahmen. Deshalb schickte ich zu Ihnen, ehrwürdiger Vater, um Ihren guten Rath in dieser Sache zu vernehmen. Sie sitzt in meinem Besuchzimmer, weint, und wartet mit Zittern auf meine Antwort.

Eh ich etwas Bestimmtes dazu sagen kann, antwortete ich der Oberin, muß ich sie selbst sehen, und mit ihr sprechen.

Die Oberin führte mich in ihr Besuchzimmer.

Ich fand dort mehr als ich vermuthet hatte. Ein junges Mädchen von ausnehmender Schönheit, herrlichem Wuchs. Ihre Gesichtsbildung edel und durch den Kummer, der ihr da auf herrschte, noch verschönt. Ihre Augen waren schwarz und blickten majestätisch durch ihre Thränen. Schwarz war ihr lockiges Haar und hochgewölbt ihr Busen. Ihre Kleidung war

war äußerst einfach bürgerlich. Auf den ersten Anblick schon, schien sie mir ein feines Bürgermädchen, das irgend ein Unglück zu diesem Schritte bewogen hatte. Ich redete sie an. Ist es Ihr ernstlicher Wille, in dieses Kloster aufgenommen zu werden?

Mit einem festen Blicke und standhaftem Tone antwortete sie: Es ist mein fester unwandelbarer Wille.

Ich. Was ist's, das Sie zu uns führt? Ist's Armuth, unglückliche Liebe, Eigensinn, Laune, oder wirkliches Gefallen am Klosterleben, und innrer Trieb zur Einsamkeit?

Sie. Nichts als innrer Trieb, Gott in der Einsamkeit meine Lebenszeit zu widmen.

Ich. Ein edler Vorsatz! Können Sie aber auch dafür bürgen, daß Ihr Sinn sich nicht ändern werde?

Sie. Das muß mein Probejahr beweisen.

Ich. Und wußten Sie sonst keine Zuflucht in der Welt als dieses Kloster?

Sie.

Sie. Keine sonst? ihm ist das schon

Ich. Glauben Sie nicht, auch in einem andern Kloster Gott so gut zu dienen, als hier?

Sie. Nein. Ich habe es der Oberin schon erklärt.

Ich mochte hier nicht weiter in sie dringen, doch konnte ich nicht umhin, ihr noch folgende Fragen vorzulegen:

Und gesetzt, unsre Verhältnisse gestatteten es uns nicht, Sie, auch mit unserm besten Willen, anzunehmen.

Sie. So würde ich zu beklagen seyn.

Ich. Und was würden Sie dann thun?

Sie. Ich würde mich ins erste Wasser stürzen, das ich fände.

Ich. Also ist's Verzweiflung, die Sie zu uns führt; die Sie zum Kloster bestimmt? ein solches Opfer würde Gott nicht angenehm seyn.

Sie. Nennen Sie das nicht Verzweiflung! Und gesetzt, sie wäre es; die Folge würde be-

I

weis

weisen, daß ich mit Freuden Gott in diesem Stande dienen würde.

J. H. Glauben Sie nicht, daß man Gott auch außer dem Kloster gefällig dienen könne?

Sie. O ja! sehr wohl.

J. H. Und warum verlangen Sie so ängstlich ins Kloster?

Sie. Weil ich nicht mehr in der Welt seyn kann — weil mich nichts mehr an die Welt fesselt.

J. H. Haben Sie vielleicht ein Verbrechen auf sich geladen, weshalb sich die Welt von Ihnen los sagt?

Sie (lächelnd). Verbrechen? Nein. Ich bringe Gott ein reines Herz.

J. H. Wissen Sie, ob Ihre Freunde Ihren Entschluß nicht mißbilligen würden?

Sie. Ich habe keine Freunde.

J. H. Oder Ihre Eltern? Ihr Vater, Ihre Mutter?

Sie. Ich habe keinen Vater mehr.

J. H.

Ich. Ober Ihre Mutter?

Sie. Meine Mutter ist lange todt.

Ich. Wer sind Sie? und woher kommen Sie?

Sie. Ich bin eine arme Waise, komme aus * * U * * ino. Mein Vater war ein Kaufmann. Aber er ist verunglückt.

Ich. Ihr Name?

Sie. Ach was liegt am Namen Johanna P * * na.

Ich. Verzeihen Sie meiner kühnen Frage. Sind Sie noch Jungfrau?

Sie. Ich darfs nicht sagen —. Aber fragen Sie Gott, und er wird Ihnen sagen: sie ist noch Jungfrau. Mir sagt's mein reines Herz.

Ich gab der Oberin vor der Hand den Rath, sie als Layenschwester anzunehmen.

Auf ihren Knien dankte uns das Mädchen dafür. So herzlich hat mir noch keine von allen gedankt, die ich je ins Kloster aufnahm, sagte die Oberin und drückte mir die Hand, als

das Mädchen zur Gesellschaft der übrigen Nonnen gegangen war. Was halten Sie von ihr?

Ich muß gestehen, sagte ich, daß ich mein Urtheil über sie suspendire. Doch scheint sie mir etwas überspannt, gab ich ihr zur Antwort.

Das meint³ ich auch, sagte die Oberin; und ich danke Ihro Ehrwürden, daß Sie mir gerathen haben, sie bey mir zu behalten — vielleicht, daß, wenn ich sie abgewiesen hätte, sie ins Wasser gesprungen, und ich an ihrem Unglück schuld gewesen wäre. —

Der Erfolg wird es lehren, sagte ich, was wir von dieser räthselhaften Person zu erwarten haben.

Schon am andern Morgen, als ich in die Sakristey kam, mich zur Messe anzukleiden, sagte mir die Oberin mit vieler Freude, daß sie noch kein besser Mädchen gekannt habe, als dieses. Daß sie äußerst thätig, folgsam, geduldig und unverdrossen sey. Sie verrathe eine feine Erziehung, setze sie hinzu, und scheine überhaupt mehr zu seyn, als wofür sie sich ausbebe. Sie, die Oberin, habe beschloß
sen,

sen, sie der niedrigen Arbeit zu entlassen, und sie als Chor-Jungfrau anzunehmen.

Sie hielt auch Wort; und Johannens Dankgefühl ist ohnbeschreiblich. Von ihr an ward sie der Gegenstand meiner Beobachtungen.

Sie war fleißig, gehorsam der Oberin auf ihrem Wink, ja noch mehr als gehorsam, zuvorkommend und unverdrossen, in allem, was man ihr auftrug. Freundlich gegen ihre Mitschwester, denen sie alles zu Gefallen that, was sie nur wünschten. Dadurch erwarb sie sich die allgemeine Achtung aller. Aber mit keiner hielt sie besondre Freundschaft. Eine war ihr so lieb als die andere, und mit keiner gab sie sich besonders ab. Der Oberin war das lieb, weil sie dadurch versichert wurde, daß keine Partheysucht und Kabale, die sonst in Nonnenklöstern bey vertrauter Freundschaft einzelner unter einander, gegen die übrigen, und von diesen gegen jene einzelne unvermeidlich ist, durch sie entstehn würde.

Johanne wendete ihre Zeit so nützlich an, daß ich wohl behaupten kann, sie ließ keinen Augenblick ohngenützt vergehn. In der Kirche

betete sie andächtig — mit einem solchen Gefühl, mit solch einer Ueberzeugung und Wahrheit, daß die Oberin davon gerührt wurde und sie allen andern Nonnen zum Muster darstellte. Die Zeit außer der Kirche wendete sie zur Arbeit an; im Sticken und saubern Nähen übertraf sie alle ihre Mitschwestern bey weitem. Aber darin machte sie eine Ausnahme, daß wenn ihre Mitschwestern im Garten spazieren giengen, oder sonst ein Vergnügen genossen, sie nie Theil daran nahm, so sehr sie die andern dazu hieten, selbst wenn ihr die Oberin sagte, sie möchte zu den Andern im Garten gehn; bat sie sich von dieser aus, im Kloster bleiben zu dürfen. Im strengsten Wortverstande schöpfte sie keine andre Lust, als die zwischen den Klostermauern.

Ich und die Oberin hofften von Zeit zu Zeit, es werde sich jemand melden, und sie zurück begehren, oder sich nach ihr erkundigen. Aber Niemand fragte nach ihr. Sie schien wirklich, wie sie zu mir gesagt hatte, keinem Menschen anzugehören. Wir gaben in allen Zeitungen Acht, ob ihre Person vielleicht als eine Entlaufene beschrieben würde, aber auch das fand sich nicht. Je länger ich diese Person beobachtete,

tete, desto räthselhafter wurde sie mir. Ich hatte sie im Anfange für überspannt gehalten, allein, bald mußte ich sie ihres feinen sittlichen gebildeten Betragens wegen, allen andern Nonnen vorziehen. Wenn ich mit ihr sprach, zeigte sie ungemeinen Verstand. Obwohl ich sie in einem gewissen Grade von Schwärmerey nicht ganz frey sprechen konnte, so bat ich ihr doch mein vorgeseßtes Urtheil im Stillen ab. Sie schien sich gern mit mir zu unterhalten, und ich suchte geßtentlich ihren Umgang, weil ich hoffte, sie im Gespräch auf Dinge zu leiten, aus denen sie sich verrathen mußte, allein sie wußte mir immer so geschickt auszuweichen, daß es mir, aller meiner Mühe ohngeachtet, nie gelang, etwas mehr zu erfahren, als was ich von ihr wußte, und das war, zum Ganzen gerechnet, äußerst wenig — so viel als gar nichts. Ich erlaubte es mir sogar, ich gesteh' es, in der Beichte an ihr zu forschen. Aber auch da gelang mir es nicht. Ein Jahr war verstrichen und Johanne ward melancholisch. Sie betete halbe Tage lang in der Kirche vor dem Bilde der Santa Maria del Pianto, und das so eifrig, daß sie alles rings um sich her zu vergessen schien. Ich selbst beobachtete sie oft bey solch einem stillen Gebete, und war

ihr ganz nahe, ohne von ihr im geringsten
 bemerkt zu werden. Ihre Miene hatte etwas
 unbeschreibliches. So mahlt man die Heiligen,
 wenn sie entzückt sind und Erscheinungen haben.
 Fest waren ihre Blicke auf die weinende Maria
 gerichtet, in ihnen glänzte Hoffnung und Ver-
 trauen, sie bewegte die Lippen kaum bey ihrem
 Gebete, aber ihr Gesicht, glühend vom heiligen
 Feuer der Andacht, zeigte es zu deutlich, daß
 sich ihre Seele ganz dem Weltgefühl entrang,
 und sich mit ihrem Gott unterhielt. Ihr
 Busen wallte ungestüm; tiefe, ängstliche Seuf-
 zer preßten sich aus seinem Innern wie unter
 einer schweren Last hervor, als wenn sie etwas
 großes auf ihrem Herzen hätte. Sie schien,
 wenn sie so mit in einander geschlagenen Händen
 leblos vor dem Bilde kniete, auf eine Stimme
 zu lauschen, dann bewegte sie ihre Lippen ein
 wenig, als wenn sie einem unsichtbaren Wesen
 antworte. So konnte sie ganze Nächte und
 halbe Tage ohnbeweglich vor dem Bilde knien,
 ohne sich stören zu lassen, ohne sich zu bewegen.
 Ein todter Leichnam schien sie, dessen Seele
 völlig aus ihm abwesend, und der für alles
 um und neben ihm unempänglich ist, da zu
 knien. Mir ward fürchterlich bey diesem Ge-
 bete zu Muthe. Sie war immer trauriger,
 finsterer,

finsterner, in sich verschlossener und zehrte sich ab. Die Oberin und alle Nonnen hielten sie für eine lebendig auf Erden wandelnde Heilige, sie ward allen zum Muster, und Nachahmung im Gebet und guten Werken und ich — zitterte für ihren Verstand. An ihrem anhaltenden, eifrigen Gebete, an der Abwesenheit ihrer äußern sinnlichen Empfindungen, an ihrem Abzehren, an ihrer Verschlossenheit erkannte ich untrügliche Spuren des sich bald einstellenden Wahnsinns, der gewöhnlichen Folge übertriebener Schwärmerey. Bey den dunkeln und abergläubischen Erkenntnißvermögen der Nonnen, die das alles als eine sonderbare Gabe des heiligen Geistes ansahen, durfte ich meine Muthmaßung nicht laut werden lassen, so bitter Vorwürfe mir mein Gewissen auch machte, daß ich vielleicht den Verstand einer Person retten könnte, wenn ich die Oberin aufmerksam machte, da ich durch mein Zögern und Stillschweigen einst allein Schuld daran seyn könnte, wenn eine verspätete Kur in der Folge vergebens wäre. Ich suchte im Beichtstuhle so wohl, als in Gesprächen, was ich feltner war, da sie sich von aller menschlichen Gesellschaft immer mehr und mehr zurück zog, seit sie so enthusiastisch betete, auf Spuren des Wahnsinnes

sinnes zu stoßen, und versuchte, ob sie sich vielleicht widerspreche, oder Strupel hege, und Gewissenszweifel habe, dieses sind sonst die gewöhnlichen Kennzeichen des aus übertriebner Andacht entstehenden Wahnsinns; allein davon fand ich bey ihr nicht die geringste Spur. Vielmehr antwortete sie in allem zweckmäßig und bescheiden, so sonderbar ihr auch manche meiner Fragen vorkamen.

Ich fragte sie zum Beyspiel: haben Sie einen geheimen Kummer? und sie antwortete: nein! denn wenn er heimlich wäre, würden Sie nicht glauben, ihn an mir zu bemerken.

Ich. Aber Sie haben doch irgend ein Ansehen?

Sie. Welcher Mensch kann sagen, daß er keine Gegenstände hätte, die ihn zuweilen mißmuthig machen?

Ich. Sie haben Recht. Dem zufolge haben Sie auch welche?

Sie. Und woher mutmaßen Sie das von mir?

Ich.

Ich. Sie beten so inbrünstig —

Sie. Soll man nicht eher andächtig zu Gott beten, bis man in Noth ist?

Ich. Ganz recht. Aber wenn Sie beten, scheinen Sie für alles Andre abgestorben zu seyn.

Sie. Was verstehen Sie unter dem Gebete?

Ich. Eine Erhebung des Gemüths zu Gott.

Sie. Ich auch. Glauben Sie, daß solch eine Erhebung der Seele zu Gott, auch noch Nebenbeschäftigungen zulasse, wenn sie anders kein bloßes mechanisches Geplapper und religiöse Grimasse ist?

Ich. Wahrhaftig nein!

Sie. Wenn wir mit einem Vornehmern sprechen, oder auch mit einem unsers gleichen; meinerhalben auch mit einem sogenannten geringern als wir sind, werden wir uns nicht Mühe geben, unsre Gedanken zusammen zu halten, und das zu überdenken, was wir mit ihm

ihm sprechen wollen? und würde es nicht unanständig seyn, wenn wir im Gespräch mit Jemand hin und wieder laufen, oder mit etw was spielen wollten?

Ich. Allerdings!

Sie. Wenn wir nun das in der Unterhaltung mit unsers gleichen, die wir doch leicht übersehen können, uns nicht gern irgend eine Zerstreuung erlauben? Wie sollen wir uns nehmen, wenn wir uns mit Gott, dem Uns begreiflichen unterhalten? Können Sie verlangen, daß ich umhergasse?

Ich. Nein, liebes Kind. Sie scheinen aber recht inbrünstig, so recht mit ganzer Seele zu beten?

Sie. Man muß nichts halb thun, am wenigsten das Gebet.

Ich. Wenn Sie ein Anliegen haben, gutes Kind! o so entdecken Sie mirs — vielleicht, daß ich Ihnen helfen, oder wenigstens Sie trösten kann.

Sie. Sie meinen es recht gut mit mir, ehrwürdiger Vater! Ihre Güte verdient Zutrauen,

trauen, aber ich habe Ihnen wahrhaftig gar nichts zu entdecken.

Ich. Aber Sie sind doch zeitlich so traurig, so verschlossen!

Sie. Guter Vater! sind Sie das zu Zeiten nicht auch? Welcher Mensch kann sich rühmen, zu einer Zeit so aufgeräumt wie zur andern zu seyn. Wer besitzt jenen gepriesenen philosophischen Gleichmuth in einem so hohen Grade? Er muß ein Cherub oder ein gefühlloses Vieh seyn. Wir liegen, als Menschen, mitten inne. Männer, sagt man, haben Launen, sollte ein schwaches Mädchen davon frey, und über die Männer erhaben seyn?

Ich. Aber Sie sind krank; Sie sehn so blaß — Gestehn Sie es nur, Sie haben einen heimlichen Kummer —

Sie. Ich wills nicht läugnen.

Ich. Und dürfte ich ihn wissen?

Sie. Er ist zu unbedeutend für Sie.

Ich. Und doch wünschte ich —

Sie.

Sie. So verzeihen Sie. Unter allem, was mir weh thun konnte, schmerzt mich nichts mehr, als: verkannt zu werden. Wenn uns Neider und Thoren verkennen, uns ins Gesicht schmähren — das kann man vertragen. Aber Argwohn von gebildeten vernünftigen Leuten ist mir das Schmerzlichste. Es haben mich einige des Klosters für eine entsprungene Verbrecherin, und Gott weiß, wofür noch alles ausgeschrien. Einige blicken mich forschend an und bilden sich ein, ich habe den Verstand verloren — Das greift mich an — Ehrwürdiger Herr — denn der Verstand ist noch das einzige, worauf ich, als Mensch, mich berechnigt glaube, stolz zu seyn. Sprechen Sie mir den Verstand ab, und ich bin von der Bestie in nichts unterschieden — Sagen Sie, womit soll ich mich trösten? oder halten Sie mich wirklich für verrückt?

Ich fand mich durch ihre Antworten so in die Enge getrieben, daß ich mich nur durch folgende, für mich eben zu keinem Complimente gereichende, Antwort aus der Schlinge ziehen konnte:

Ueber den Verstand, liebe Tochter, kann niemand besser urtheilen, als Gott! Menschen
Ur:

Urtheile sind schwach und nichtig — Ich halte Sie und meines Wissens alle geistlichen Jungfrauen dieses Klosters für verständig, fromm, und gut. Wenn man Skrupel über Ihre Abkunft haben sollte, so könnten Sie sie am besten dadurch widerlegen, wenn Sie deutlicher zeigten, wer Sie wären.

Sie. Ich bin ein ehrliches Mädchen! dieses fort und fort zu beweisen und durch Handlungen zu zeigen, ist mein einziges Bestreben.

Wieder fehl geschossen, sagte ich zu mir selbst, als sie den Beichtstuhl verlassen hatte. Dennoch wurde ich nicht müde, sie ferner eben so genau und noch genauer als erst zu beobachten.

Sie blieb eben so niedergeschlagen, als vorher — betete eben so inbrünstig und ihr trauriger Gemüthszustand schien mehr zu als abzunehmen. Ich theilte meine Besorgniß der Oberin in der Folge über Johannens Zustand mit, weil ich glaubte, ihr Verstand werde bey der immer tiefern Schwermuth leiden. —

Lächelnd

Lächelnd sah mich die Oberin an und sagte:
Ihre Sorge kommt zu spät —

Wie? sagte ich erschrocken, und glaubte
schon, es sey um Johannens Verstand gethan —

Oder wenn Sie lieber wollen: zu früh;
fuhr die Oberin fort. Johanne ist igt recht
munter. Ihre blühende Farbe ist wiederge-
kehrt, sie ist wieder gesellig und sieht mit Freu-
den dem Tage ihrer Einkleidung entgegen, der
in einem Vierteljahre seyn wird. Sie hat
ihre Probejahr wacker bestanden.

Indem trat Johanne zur Thüre herein.
Sie sah vollkommen aus. Eine muntre Ge-
sichtsfarbe überzog das noch vor einigen Tagen
rotenbleiche Gesicht, ihr Auge strahlte Hei-
terkeit, und ein freundliches Lächeln umzog
ihren Rosenmund.

Da bringe ich Ihnen, sagte sie zur Oberin,
meine aufgetragenen Arbeiten, indem sie ein
Korbchen mit prächtigen Strickereyen und nieds-
lichen Arbeiten auf den Tisch setzte; und bitte
Sie um andre Arbeit und gütige Zurechtwei-
sung.

Die

Die Oberin sah bald sie, bald die Arbeit an — Das hast Du in der kurzen Zeit von acht Tagen vollendet?

Ja, sagte Johanne, und mit Freuden begonnen, und mit Freuden vollendet — Was man gern thut, kommt einem nicht sauer an.

Aber so viel und alles so schön — so vorzüglich —! Mädchen! Mädchen! ich glaube, du schläfst des Nachts nicht und arbeitest. Strenge Dich nicht zu sehr an; es wär' Schade um Deine gesunden Augen.

Sie gab ihr neue Arbeit vor, und mit einer bescheidenen Verbeugung eilte Johanne munter zum Zimmer hinaus.

Sehen Sie nur die vortrefliche Strickerey, die das Mädchen liefert, die niedlichen eleganten Arbeiten, sagte die Oberin zu mir, als sich Johanne entfernt hatte, und in so kurzer Zeit —

Ich gesteh' Ihnen gern, sagte ich zu ihr, daß ich nicht weiß, was ich aus ihr machen soll. Je länger ich sie kenne, je mehr werde

K

ich

ich in ihr irre. Ich habe doch mancherley Geschöpfe kennen gelernt, aber an dieser scheitert alle meine Menschenkenntniß. Erst melancholisch — auf einmal wieder heiter —

Auch ich weiß nicht, was ich aus ihr machen soll, sagte die Oberin. Doch wünschte ich mir gern alle meine Nonnen so gut, so fromm und so folgsam, wie diese. Ich versichre Ihnen, ich habe noch kein so herzengutes Mädchen kennen gelernt. Niemand fragt nach ihr — Wer sie wohl seyn mag? — sollte es sich nicht dereinst enthüllen?

Wenn es der Zufall nicht in der Folge noch aufklärt, sagte ich, werden wir es wohl schwerlich erfahren, denn aus ihr bringen wir einmal nichts. —

Ich habe einigemal die Probe gemacht, sagte die Oberin, und sie gefragt: wie sie heiße? sie bleibt aber treulich bey ihrer erstern Angabe. Wenn ich dann fortfuhr, und sagte: Johanne? sage die Wahrheit, Du bist zuverlässig mehr als Du scheinst — Da schlug sie die Augen nieder, war traurig, und sagte: Ich habe die Wahrheit gesagt — und bin ein ehrliches Mädchen. Fragte ich weiter: Wo ist Dein Vater? sagte

sagte sie; ich habe keinen Vater mehr, und meine Mutter ist lange todt. Stumme Thränen schlichen dann aus ihrem Auge. Ich mag das arme Mädchen nicht mehr damit quälen, und frage sie gar nicht mehr. Aber sicher ist sie weit mehr, als sie scheint.

Ich. Ist noch gar keine Nachfrage nach ihr gekommen?

Oberin. Nicht die geringste.

Ich. Oder wissen Sie nicht, ob Sie vielleicht Briefe schreibt und heimlich fortschickt?

Oberin. Das kann sie ja nicht. Alles, was aus dem Kloster kommen soll, und vorzüglich die Briefe, gehen durch meine Hand. Auch müssen Antworten auf ihre Briefe kommen. Aber von beyden habe ich nicht das geringste gesehen. Sie hat noch nicht einen Buchstaben geschrieben, wenigstens keinen Brief. —

Sie sollten mit der Einkleidung doch Anstand nehmen, sagte ich nach einer Pause — wer weiß, es könnte noch Nachfrage wegen ihr geschehen —.

R 2

Oberin

Oberin. Ich glaube nicht.

Ich. Wenigstens sollten Sie suchen das Probejahr zu verlängern.

Oberin. Habe ich das nicht schon? Und ich muß Ihnen nur sagen, Johanne dringt auf ihre Einkleidung. Sie kann die Zeit kaum erwarten.

Ich. Wie aber, wenn dieser Eifer der Novize nur flüchtig, nur vorübergehend wäre — wann einst die Reue? —

Oberin. Dafür bürgt mir Johannens Herz und die musterhafte Standhaftigkeit, die sie während ihres Probejahrs bewies.

Ich. In jedem Falle, glaube ich, daß Behutsamkeit hier Klugheit wäre.

Oberin. Gewiß. Aber, wie ich Ihnen sage, sie verräth eine so ausschließende Neigung fürs Klosterleben, daß Reue hier gar nicht denkbar ist.

Ich.

Ich. Nehmen Sie das nicht immer für Neigung, was vielleicht Affektation aus einem unverständlichen Gefühl ist. —

Oberin. Ich glaube, daß das bey dieser nicht der Fall ist. —

Johanne war ist wieder munter, Ihre Gesundheit blühend. Aber trotz der wiederkehrenden Freude, hielt sie sich immer von ihren Gespielinnen abgezogen. Thätig war sie immer, und ihr Fleiß und ihre Geschicklichkeit machten der Oberin mit jedem Tage neue Freuden.

Ich hatte mir von der Oberin ausgebeten, sie zu ihrer Einkleidung vorzubereiten; und sie überließ mir das gern, weil sie überzeugt war, Johanne würde, von mir vorbereitet, den Schritt mit desto mehr Festigkeit — und Verdienste thun.

Bisher war Johanne immer munter gewesen; je näher die Zeit der Einkleidung herankrückte, je trauriger ward sie, und ihre Schwermuth und ihre Thränen lehrten wieder, und mehr als vormal. Auffallend war mir, daß

K 3

diese

diese Periode grade da ihren Anfang genommen hatte, als ich ihr zum erstenmahle den Schritt näher zu erklären begann, den sie thun wollte.

Ich hatte alle Worte vorher bey mir geprüft, die ich ihr sagen wollte, um dieser Person, deren äußerst reizbares Nervensystem ich bereits kannte, in nichts anstößig zu werden. Ich glaubte, sie würde gewiß ißt, da ich ihr das Wichtige jenes unwiederrustlichen Schritts vorstellte, am ersten ihr Geheimniß entdecken, und machte mir auch schon im voraus die gewisse Rechnung: erfährst du ißt nichts, so erfährst du's nie. Ich habe, seit meiner 25 jährigen Amtsführung, schon manche Nonne zur Einkleidung vorbereitet. Heißengengeschichtchen und Verweisungen auf die Freude und einen höhern Grad der ewigen Glückseligkeit, die der Heiland seinen Bräuten mit dem ewigen Jungsfernkranze bereitet habe, Verachtung der falschen Welt und ihrer Eitelkeit, waren dort die gewöhnlichen christlichen Schnurrpfeifereyen, denen die werdenden Nönnchen mit weit aufgesperrten Maul und Ohren zuhörten; aber bey dieser einzigen wollte mein frommer Kram nicht den mindesten Eingang finden. Die Unterredung ist mir zu merkwürdig gewesen; und ißt,

da

da ich dieses schreibe, weiß ich noch jedes Wort derselben. Ich kann es nicht über mich gewinnen, sie da wegzulassen, wo sie vielleicht manchem Philosophen nicht unwillkommen seyn dürfte. Ich trat in ihr Zimmer, und fand sie dort mit Arbeit beschäftigt. Sie stand ehren-
bietig auf, und wies mir einen Stuhl an. Sie beschäftigten sich immer, gutes Kind, sagte ich zu ihr, und wie es scheint, macht Ihnen Thätigkeit viel Freude.

Sie. Was hat der Mensch sonst für Freude in der Welt, wenn er nicht wirken und schaffen kann! Ich kann mir nicht denken, daß es ganz müßige Menschen geben könne; oder ein solcher Mensch muß ein erbärmliches Geschöpf seyn. Ich zähle vorzüglich Kranke darunter —

Ich. Und Wahnsinnige.

Sie. Erlauben Sie, obwohl ich Wahnsinnige mit unter den Kranken begreifen könnte, so glaube ich doch, ist Niemand mehr beschäftigt, als Wahnsinnige. Sey es auch blos in der Einbildung — solche Menschen sind doppelt unglücklich, weil eine allzugeschäftige Eins-

bildungskraft das Bewußtseyn ihres ganzen Daseyns vernichtet.

I ch. Aber ganz zu beklagen scheinen mir diese Unglücklichen doch nicht — Ihr Wahnsinn macht sie ihr eignes Unglück vergessen.

Sie. Sie sind auf einen angenehmen Trugschluß gerathen. Wer das Bewußtseyn seiner selbst verliert, ist immer elend und für den Wirkungskreis seiner Nebengeschöpfe eine falsch berechnete Null. Sein Zustand ist Traum und Sinnentäuschung, die ihn der Welt entrückt, in der er lebt, und dem heil'gen allbesleuchtenden Strahl der Wahrheit entzieht.

I ch. Aber in gewissen Fällen, bey heftigem Schmerz, bey unüberschbarem Unglück, würden Sie sich da nicht lieber wünschen wahnsinnig zu seyn?

Sie. Bey dem großen Gott! Nein! so groß der Schmerz ist, so ist er mir doch als menschliche Empfindung ehrwürdig, und der Christ sollte sich seines Schmerzes freuen, weil der Grad der Heftigkeit des Schmerzes, die wir empfinden, uns die größere oder mindere Em-

Empfänglichkeit unsers Herzens für äußere Ein-
drücke kennen lehrt. Und so unübersehbar
ein Unglück auch für Menschen ist, so leicht
lehrt uns Hoffnung und Vertrauen auf Gott
alles übersehen. Der Wunsch, lieber wahr-
sinnig zu werden, als zu dulden, oder den
Schmerz im Wahnsinn zu vergessen, kann nur
aus feiger Seele, aus krankem Herzen kommen.
Dulden ist größer — und — ehrwürdiger
Pater! der so einen Wunsch im Ernste hegen
kann, ist wirklich schon verrückt, und Gott be-
raubt einen solchen mit Recht seiner Vernunft,
als eines unrechtmäßig besessenen Gutes, das er
nicht zu besitzen verdient.

Jch. Wir sind einig. Aber haben wir
nicht Beyspiele, daß heftiger Schmerz, Schreck,
ten manchen Menschen seiner Sinne beraubt.

Sie. Allerdings. Aber das ist was an-
dres. Dieser Wahnsinn rührt von geschwächten
Organen her — und ward gewiß schon durch
Leiden oder Krankheit vorbereitet.

Jch. Wissen Sie das traurige Beyspiel,
das uns in diesem Kloster vor den Augen hera-
um wandelt?

R 5

Sie.

Sie. Armelle Nikolas ?

Jch. Dieselbe.

Sie. Kannten Sie die Unglückliche vor
ihrem Wahnsinne ?

Jch. Ja. Sie war sanft und gut,
fromm und bescheiden. Jedes schätzte und liebte
sie. Sie glaubte, im Kloster ruhig leben und
die Welt vergessen zu können, allein die Neue
Lam, die Natur rächte sich fürchterlich an ihrem
übereilten, leider ! unwiederrustlichem Gelübde,
sie sehnte sich in die Welt, in die Arme ihrer
Familie — vielleicht eines todtgeglaubten, und
nun wieder erschienenen Geliebten zurück —

— Johanne war hier sichtbar bestürzt.
Sie suchte mir ihre Bestürzung zu verbergen,
aber sie entgieng mir nicht. —

Eine falsche Schaam hielt sie zurück, Dis-
pensation zu suchen ; vielleicht suchten's auch
die Verwandten zu hintertreiben — Sie ver-
schloß ihren Gram, die Natur forderte, ge-
waltiam unterdrückte sie ihre Stimme und —
ward wahnsinnig.

Sie.

Sie. Ich habe mir das so manchmal gedacht. O! es muß schrecklich seyn!

Ich. Denken Sie sich das einmal in seiner ganzen Riesengröße — fassen Sie diesen Gedanken so ganz — und fühlen Sie das Zermalnende seines Gigantenarms. Denken Sie sich den Schritt: Auf einem Male entsagen allen Freuden dieses Lebens — kalt verlassen die Rosenspur der Menschenbestimmung, tauschen das Glück der Menschheit für einen falschen Kranken Wahn, gegen Moder und ewige Verwesung, verlassen die blühende Natur auf ewig! — vergessen des höchsten Glücks der Freundschaft — in kalten Mauern sich unwiederruflich widmen der stillen Schwermuth und dem nagenden Gram. Aus eisernen Sesseln wehmüthig hinaus schauen in die blühende Natur, sehen den wiederkehrenden Frühling, der, ach — für Sie allein nicht wiederkehrt! Taub gegen das Getönn der Liebe — taub auf ewig für den reinsten Zauberklang im Schöpfungsschor, für den süßen Mutternamen, unbesauert dahin sterben, ohne gelebt zu haben! — Das ist der Inhalt jenes schrecklichen Eides, den auch Sie ablegen wollen, und den Sie gleich Tausenden bereuen — zu spät bereuen werden.

Sie

Sie. Ich werde ihn nie bereuen. Was Sie sagten, betrifft immer nur jene, die noch etwas in der Welt zu hoffen haben, also mich nicht.

Ich. Und sollte Ihnen keine Freude mehr winken.

Sie. Ich habe nichts mehr von der Welt zu hoffen.

Ich. Gar keine Freude?

Sie (bestimmt). Keine Freude!

Ich. Liebes bestes Mädchen! Ich beschwöre Sie! bey Ihrer künftigen Glückseligkeit in dieser und jener Welt, und so wahr Sie ein gutes Geschöpf sind — wenn Sie noch die geringste Freude in der Welt zu hoffen haben; Wenn Ihnen noch der geringste andre Weg in der Welt offen steht, wenn Sie der schwächste Faden noch an die Welt fesseln sollte — o so kehren Sie, um Gotteswillen! in die Welt zurück — Kehren Sie zurück in Ihr Vaterland, eh' Ihnen ein übereilter Schwur die Rückkehr ohnmöglich macht — ehe zu späte Neue Sie faltet —

Sie.

Sie. Mich fesselt gar nichts mehr an die Welt. Keine Freude fesselt mich mehr an sie. Ihre Bitterkeiten habe ich gelöst. Das Grab ist mein Vaterland.

Ich. Wenn aber noch irgend, Ihnen uns bewußt, eine Freude Ihrer wartete?

Sie. Meiner wartet keine Freude mehr.

Ich. Und das sagen Sie so bestimmt? Können Sie in die Zukunft sehn?

Sie. Ich kenne mein Schicksal, und weiß, was ich allenfalls noch zu erwarten hätte. Ich habe alles berechnet, was mir die Welt gewähren könnte, und gegen alles das ist mir das Kloster die größte Wohlthat!

Ich. Und wenn Sie falsch gerechnet hätten?

Sie. Ich habe seit anderthalb Jahren alle Tage nachgerechnet, und die Rechnung richtig befunden.

Ich. Zugegeben für Ihre gegenwärtigen Verhältnisse. Können Sie aber versichert seyn,
daß

daß Ihre Verhältnisse immer dieselben bleiben werden? Können Sie nicht wissen, ob sie sich in der Folge, vielleicht ist schon, da ich davon mit Ihnen rede, zu Ihrem Vortheil ändern werden, oder, ohne daß Sie es wissen, schon geändert haben? Wenn es dann zu spät wäre und Ihnen die Freude vergebens winkte? Sie wurde nachdenkend, und antwortete nach einer Pause: So würde ich zu beklagen seyn.

Ich. Alles, was Sie von Ihrem künftigen Schicksale allenfalls bestimmen können, liegt in Ihren gegenwärtigen Verhältnissen. Ihrer Ueberlegung traue ich es zu, daß Sie sich nach diesem Maasstabe gewiß nicht verrechnet haben. Aber wenn andre Verhältnisse — bessere Verhältnisse für Sie eintreten sollten, wozu ihr erster Maasstab nicht mehr paßt?

Sie (mit Nachdruck). Dann erbarme sich Gott meiner!

Ich. Liebes Kind! Sie können versichert seyn, daß unter allen mir vertrauten Beichtkindern Sie mir besonders am Herzen liegen. Ich könnte es in meinem Gewissen nicht beantworten, wenn ich mir vorwerfen müßte, nicht

nicht alles gethan zu haben, was Sie von einem Schritte abhalten könnte, der nie wieder zurückgethan werden kann und den Sie vielleicht dereinst ewig verfluchen müßten. Sie haben mir von jeher kein gewöhnliches Mädchen geschieneu. Als Ihr Freund, als Ihr Beichtvater frage ich Sie: haben Sie irgend ein Geheimniß in Ihrem Herzen, entdecken Sie mir es, ich will mit Anstrengung aller meiner Kräfte, selbst mit möglicher Aufopferung helfen, wie und wo ich kann —

Sie. Dank Ihnen für Ihre Freundschaft. Aber ich habe kein Geheimniß!

Ich. Gewiß — gewiß liegt etwas, sey es auch, was es wolle, auf Ihrem Herzen. Ich bitte, ich beschwöre Sie bey dem ewigen Gott, bey Ihrer zeitlichen und ewigen Ruhe, bey den Wunden unsers gekreuzigten Heilandes und so wahr Sie eine mit seinem Blut erkaufte Christin sind, entdecken Sie sich mir. Das Siegel der Beichte bindet meine Seele, wie meine Zunge, und wenn ihr Königsmord anvertraut würde — aber entdecken Sie sich mir — ich beschwöre Sie: sprengen Sie mir die Pforten Ihres Herzens. Lassen Sie mich
Ihr

Ihr Inneres sehn, damit ich rathen, damit ich helfen kann, oder doch da den Trost der Religion Ihnen angebreiten lasse, wo Menschen Hilfe zu schwach seyn sollte.

Sie maß mich mit einem unbeschreiblichen Blicke. Glauben Sie denn, sagte sie nach einer langen ernstern Pause, eine Verbrecherin stehe vor Ihnen? Glauben Sie, ich habe Geheimnisse auf meinem Herzen? — Sie irren!

Was verlangt das Gesetz des Klosters?

Freiwillige Armuth? ich habe keine Schätze, auch nicht den eines Hellers. Keuschheit?

Es trete jemand auf, der mich einer Unanständigkeit überweisen kann.

Arbeit und Gehorsam? Ueber das muß Ihnen meine Oberin und Mitschwesterin Auskunft geben. Freyen ungezwungenen Willen? Nun wohl, bin ich nicht ungerufen in Ihr Kloster gekommen? oder wenn Sie wollen, habe ich mich nicht in Ihr Kloster gezwungen und gedungen? Können Sie mich der Uebertretung irgend einer Pflicht überzeugen?

Ih.

Ich. Das nicht.

Sie. Können Sie mehr verlangen, als vollkommen genaue Erfüllung meiner Pflichten? Was wollen Sie aus meinem Herzen pressen? — und wenn ich eine Verbrecherin, wenn ich, wie Sie wollen, eine Königsmörderin wäre? Könnte ich da wohl so ruhig vor Ihnen stehn? Würde mein Gewissen mich so unbefangen unter ihrer Gott geweihten reinen auserlesnen Heerde herum wandeln lassen, oder glauben Sie, daß ich ein Verbrechen, oder sonst eine Schuld auf meine Seele geladen habe?

Seit ich im Kloster bin, hab' ich alle Sonntags und Festtage gebeichtet und kommunizirt. Wenn ich nun in jeder dieser Beichten meine Sünde, oder mein Geheimniß verschwiegen hätte, wie viel Sakrilegische *) Beichten und Komms

*) Eine Sakrilegische, oder Gottesräuberische Beichte oder Kommunion, ist nach den Begriffen der Römischen Kirche: Wenn ich in der Beichte eine schwere Sünde wissentlich und geffentlich verschweige. Sie ist das schrecklichste Verbrechen, und die Worte Christi: Wer unwürdig isset und trinkt u. s. w. der trinkt

Kommunionen hätte ich dann frevelhaft auf meine Seele geladen, welch ein schreckliches Gericht mir selbst mit dem Kelch des Blutbuns des zugetrunken? trauen Sie mir das zu? so muß ich ein Ungeheuer in Ihren Augen seyn. Aber Gott kennt mein Herz — Gott prüft es und nur er weiß, wie es hier mit mir steht. (Sie deutete aufs Herz und blickte fürchterlich wild gegen den Himmel). Lassen Sie mich seyn, wer ich will — wenn ich nur das bin, was ich seyn will.

Hier stand mir mein Verstand stille. Das hatte ich nicht vermuthet. Zwey furchtbare Extreme von ihr thaten sich vor mir auf. Entweder sie ist eine himmlische Unschuld, denn nur diese kann so unbefangen ihre Tugend verteidigen und der Himmel leiht ihr Veredtsamkeit, oder sie ist die schrecklichste, gefährlichste Heuchlerin, die es je gegeben hat.

Ich fand für gut, mein Gespräch mit ihr abzubrechen. Ich erzählte es der Oberin, und
sie

trinkt sich selbst das Gericht, werden in ihrer furchtbarsten Bedeutung dahin gezogen und angewendet.

Anmerk. des Herausgeb.

ſie ſtaunte über Johannens Scharffſinn, und theilte mir ihre Bemerkungen darüber mit. Ich möchte doch lieber das erſte, als das letztere ihres Urtheils glauben, ſagte die Oberin traulich, zum Beſten der Menſchheit und meiner eignen Ueberzeugung.

Seit dieſer Unterredung ſiel ſie, wie ich ſchon bemerkt habe, in ihre vorige Schwermuth zurück. Sie betete vor der weinenden Maria ihr inbrünſtiger als vormals, und die Angst ihrer Seele war ſichtbar groß. Sie aß faſt nichts, und ſchwankte wie ein Schatten dahin.

Ich glaubte, ihr Gewiſſen ſey gerührt, ſie ſey in ſich gegangen, und werde mir entweder ihr Herz offenbaren, oder das Kloſter verlaſſen, ohne den Schleier zu wählen. Ich freute mich ſchon über die Wirkung meiner Rede, die ohnerachtet ſich Johanne dabey nichts merken ließ, dennoch viel geſtürzt zu haben ſchien, und erwartete mit jedem Tage, mit deſſen Beginn ſich die beſtimmte Zeit ihrer Entleidung näherte, endliche Enthüllung ihres Geheimniſſes. Es erfolgte noch immer nicht, und ich gab der Oberin den Rath, ihr den Tag der

Einkleidung nochmals anzukündigen, und sie scharf dabey zu beobachten, da es sich denn nun gewisser geben müsse, ob sie, wie ich mir zu behaupten getraute, vom Klosterleben abstehen, oder sich erklären werde.

Am andern Morgen, als ich ins Kloster kam, sagte mir die Oberin: Wir haben uns abermals verrechnet. Ich kündigte ihr den Tag der Einkleidung an. Ihr Gesicht heiterte sich auf, dankbar sank sie zu meinen Füßen, weinte Thränen der innigsten Freude, und war unerschöpflich in Aeußerungen ihres Dankesfühls. Mit einem Worte: es schien, als wenn sie die Ankündigung dieses Tags von neuem belebt und gestärkt hätte.

Es bleibt also nun dabey? fragte ich die Oberin mit zweifelhafter Miene.

Ja! dabey bleibt's, sagte die Oberin, belieben Sie das Nöthige zu besorgen.

Ich ward verdrüsslich über mich selbst, daß alle meine Menschenkenntniß an diesem einzigen räthselhaften Geschöpfe scheitern sollte, und beschloß den letzten Versuch.

Ich

Ich sah Johannem iht wieder heiter. Sie war ganz das freundliche Mädchen, wie zuvor, eine gesunde Röthe färbte iht die Wangen wieder, die vor kurzem eingewekelt waren. Lebhaft blickte das Auge umher, das vor wenig Tagen zu vertöfchen schien.

Ich konnte mir diese räthselhaften geschwinden Veränderungen, davon ich nicht die geringste äußere Ursache wahrnahm, nicht erklären, und meine Gedanken fanden keinen Ruhepunkt über diese plötzlichen Veränderungen, die ich für physikalisch unmöglich gehalten hätte, war' ich nicht Augenzeuge davon gewesen.

Als ich sie vor dem Tage ihrer Einkleidung noch einmal beichten hörte, drang ich heftiger als jemals in sie, beschwor sie bey allem, was Christen heilig ist, sich mir zu entdecken, ich spannte, so zu sagen, ihr Herz und Gewissen auf die grausamste Folter aller beichtväterlichen Spitzfindigkeiten — Aber vergebens; ich erfuhr so gut, wie alle vorhergehende Male — nichts, und beschloß nunmehr alle fernern Versuche einzustellen.

Die dumpfen Klostersglocken verkündigten am andern Morgen schon mit dem Grauen des

Morgens die festliche Einkleidung Johannens; ich gieng ins Kloster; alles war da in Bewegung. Die Kirche war festlich geschmückt. Man führte die Braut im gewöhnlichen weltlichen Staate in die Kirche, sie sah munter aus, und kniete vor dem Altar auf den ihr bestimmten Betstuhl, sich zur bald folgenden Einkleidung vorzubereiten. Sittsam schlug sie die Augen nieder, betete andächtig aus ihrem Buche. Alles anwesende Volk, das sich zur Einkleidung bereits versammelt hatte, sah sie mit Erbauung an, Jünglinge wurden von ihrer ausnehmenden Schönheit entzückt und Matronen weinten Thränen der Freude und Andacht.

Ich las ihr gleich eine Messe, und bat darin Gott für ihr Wohl aus vollem Herzen.

Nach der Messe gieng ich in die Sakristey, zog mich aus, und kleidete mich in den Leviten: Rock, in welchem ich dem Bischoffe bey der Einkleidung assistiren mußte.

Indem kam der Bischof gefahren. Ich half ihn nebst mehreren Geistlichen ankleiden und die Feierlichkeit der Messe nahm ihren Anfang.
Ich

Ich verwendete kein Auge von Johanne, die mir ikt etwas ernsthaft zu werden schien. Nach dem Credo begab sich der Bischof zu ihr und standhaft legte sie ihr Glaubensbekenntniß auf das ihr vorgehaltene Meßbuch ab. Ihre Standhaftigkeit und die Würde, mit der sie sich benahm, machten Aufsehen in der Versammlung. Die Messe gieng nun fort. Sie schien mir, je näher es zur Wandlung kam, immer düsterer zu werden, ikt war die Kommunion des Priesters vorüber, und der Bischof wendete sich zu ihr; legte ihr die gewöhnlichen Fragen vor: ob sie freywillig, ohne Zwang u. s. f. diesen Stand erwählte? sie antwortete deutlich und entschlossen. Ikt hielt ihr der Bischof den Kelch und über demselben die konsekrirte Hostie vor und ich gab ihr das Kruzifix in die Hand. Sie zitterte gewaltig, und ich bemerkte einen erschrecklichen Kampf in ihrem Innern. Der Bischof foderte ihr das Gelübde mit jenem furchtbaren Eide ab — und Johanne! ach — sie schwur — aber Gott! wie? sie schauderte über ihrem Schwure erschrecklich zusammen, aber sie sprach ihn dennoch aus — sie bebt, aber sie schwur dennoch, und nahm aus den Händen des Bischofs die Communion darauf. Mir war fürchterlich

zu Ruthe: Nichte du ihre Seele ist, allbarm-
herziger Gott! betete ich aus meinem Innern
zu ihm. Wenn sie einen Meineid geschworen
haben sollte, und nahm ihr das Krucifix wie-
der aus Hand. Die Messe war beendigt und
der Bischof schnitt ihr die Haare ab. Schade,
ewig schade! hörte ich einige unter den Anwesens-
den murmeln, um die schönen braunen Locken.
Eine Nonne theilte sie zum Andenken unter die
Anwesenden aus und jedes griff begierig nach
einer Reliquie von ihr. Man kleidete sie aus
und das schwarze Gewand wurde ihr überges-
worfen und der Schleyer aufgesetzt. Ihre Hei-
terkeit schien auf einmal wiederzukehren, und
ich schrieb ihr Zusammenschaudern bey'm Eide
blos der Neuheit und Größe einer solchen Hand-
lung zu, und war beruhigt.

Nach der Einkleidung wurde ein kleines Mahl
gehalten, die geistliche Braut benahm sich sehr
ernsthaft dabey, und sonst bemerkte man nichts
weiter an ihr. Die Nonnentracht ließ ihr un-
gemein artig, und sie schien mir und meinen
geistlichen Herrn Konfraters die schönste Nonne
im Kloster. Einige Tage nach der Einkleidung
kehrte ihre Trauer wieder. Sie betete und
weinte unaufhörlich, und sprach keine Sylbe.
Wir

Wir alle zitterten für ihren Verstand, und die Oberin sieng an, wiewohl nunmehr zu spät, zu bereuen, daß sie Johanne hatte einkleiden lassen.

Johanne beobachtete alle ihre Pflichten mit einer lobenswürdigen Genauigkeit, war in allen ihren Verrichtungen äußerst pünktlich, der Oberin gehorsam, gefällig gegen alle, auch die geringsten im Kloster, aber mit Niemand vertraulich, und betete Tag und Nacht, selbst ihre Arbeit war Gebet, denn auch dabey unterließ sie nicht, ein Gebet laut her zu sprechen oder Psalmen zu singen. Dieses ihr abgezogenes Wesen, ihre Thränen, ihr Gebet und noch mehr die Art, wie sie betete, machten sie zu einem Muster der Frömmigkeit, und verschafften ihr bald in und außerhalb des Klosters den Ruf einer Heiligen.

Nach Verlauf eines halben Jahres kehrte auch ihre Munterkeit wieder. Damals war die Pförtnerin gestorben, und Johanne ward einstimmig im Kapitel zur Pförtnerin ernannt. Bescheiden weigerte sie sich, als des guten Vertrauens, das man in sie setzte, unwürdig, aber aus geistlichem Gehorsam nahm sie endlich das

Amt an. Ich glaube nicht, daß eine Pförtnerin ihr Amt mit mehr Gewissenhaftigkeit verwaltet hat, als eben diese Johanne, welcher der Bischof in der Einkleidung den Namen Stanisla beygelegt hatte. Ich werde sie auch hinfort jedes Mal bey diesem ihren Klosters Namen nennen.

Seitdem sie an der Pforte war, bemerkte ich, daß sie beständig heiter war, jedem freundlich begegnete, und ihrem Geschäfte durch Höflichkeit das Rauhe zu benehmen wußte, was bey der Pforte eines Klosters in gewisser Hinsicht ohnvermeidlich zu seyn scheint.

Sie war mehrere Jahre an der Pforte und verwaltete ihr Amt mit ausnehmender exemplarischer Treue. Ich schrieb es, und mit mir alle Konventualen, blos dem Amte zu, das sie bekleidete, daß sie iht so munter war. Die beständige Bewegung, in der eine Pförtnerin ist, die bald Fremde anmelden, bald Leute einlassen, oder abweisen, kurz, alles, was ins Kloster kömmt oder herausgeht, ein- und auslassen muß, mit einer Menge verschiedener Menschen zu thun bekommt, und daher beständige Zerstreuung hat, läßt ihr keine Zeit zum

zum Griffenmachen, oder lange Weile, viel an sich zu denken. Ich glaube, es ist das erträglichste Amt in einem Nonnen-Kloster.

Ihrer vorigen Schwermuth wurde nicht mehr gedacht, und da man sie durchgehends als ein sehr gutes Mädchen hatte kennen lernen, des Geheimnisses ihrer Herkunft gar nicht mehr erwähnt. Auch ich fand sie immer überein, und war zufrieden mit ihr.

Schon hatte ich die Auftritte der vorigen Jahre ganz vergessen, als ich sie einst, da sie mir die Pforte öffnete, äußerst schwermüthig fand. Sie begleitete mich zur Oberin. An der Thür ihres Zimmers verließ sie mich wieder. Ihr Blick war traurig und eine ängstliche Besorgniß schien aus ihren hohlen Augen zu lauern. Sie blickte vor sich hin, und wenn ich sie mit einem Blicke fixirte, bedeckte ein tiefes Gefühl innrer Schaam mit Scharlach ihre Wangen.

Seit einigen Wochen, fieng die Oberin an, als ich ins Zimmer trat, fängt die gute Stasniela wieder an, in ihre alte Krankheit zu verfallen. Ich kann nicht aus ihr klug werden.
Ihre

Ihre Mitschwester, die zunächst ihr ihre Zellen haben, wollen sie in der Nacht weinen und heimlich flüstern gehört haben, wie wenn man mit jemand spricht. Sie betet ihr anhaltender und inbrünstiger als jemals, und scheint ihr ganzes Anliegen der Santa Maria dell' Pianto anbefohlen zu haben. Oft scheint sie im Gebete sehr angelegentlich mit ihr zu sprechen, und macht Bewegungen mit den Lippen, als wenn sie Antworten erwarte, dann ist, als wenn sie froher würde, und ihre Lippen bewegen sich anhaltend, als ob sie mit dem Bilde was wichtiges spräche. So, bilde ich mir ein, muß der Zustand der Heiligen gewesen seyn, wenn die Legende von ihnen schreibt: sie waren in Verzückung. Vielleicht daß auch sie Erscheinungen hat, denn ihr Lebenswandel spricht sie ihr schon in unser aller Augen heilig.

Stanisla trat eben zur Thür herein und brachte der Oberin einen Brief, der Vothe wartete auf Antwort. Die Oberin eröffnete und las still vor sich. Ich bemerkte an ihr, daß der Brief eben von keiner Wichtigkeit seyn müsse, und richtete meine Augen auf Stanisla, die da stand und auf Antwort wartete, wie ein

ein Standbild des Sammers. Indem stürzten Schwester Agatha und Luzia zur Thür herein — Ehrwürdige Mut! — aber sie verloren vor Schrecken die Sprache, als sie Stanisla sehen sahen. Bläß waren ihre Gesichter, und ihre Blicke schweiften erschrocken umher.

Nun was habt ihr, ihr hitzigen posternenden Mädchen! daß ihr mich so erschreckt?

Beide. Ach! Gott! Stanisla! Stanisla! was weiß ich! —

Oberin. Was habt ihr denn wider sie? Da steht sie, redet; aber nur eine auf einmal.

Beide. Ach wir haben gar nichts gegen sie, sie ist unsre liebe gute Schwester, aber, wie wir sie alleweile sahen, da erschrecken wir so vor ihr, und da —

Oberin. Du Agathe, erzähle, was habt ihr?

Agathe. Ehrwürdige Mutter, kann ich reden vor Schrecken und Angst, alle meine Glieder zittern —

Oberin.

Oberin. Nur weiter —

Agathe. Ich gieng mit Schwester Luzia vor das wunderthätige Bild unsrer lieben Frauen dell Planto. Da kniete Schwester Stanisla und betete so inbrünstig, daß wir uns an ihr erbauten.

(Ich bemerkte während dieser Erzählung eine große Angst an Stanisla.)

Auf einmal sank sie zur Erde, wir eilten zu ihr. — Sie war kalt, süßlos, wir glaubten, sie sey ohnmächtig oder der Schlag habe sie gerührt, und eilten zu Ihnen, um Schlagwasser für sie zu holen, und zu unserm größten Schrecken finden wir sie bey Ihnen im Zimmer, da wir sie doch den Augenblick todt am Altare verlassen haben.

Verwundert sah eins das andre an. Endlich nahm die Oberin das Wort: Habt ihr auch recht gesehn?

Beide. Wir wollen vor Ihren Augen sterben, wenn's nicht wahr ist.

Oberin. Und du, Stanisla! warst du in der Kapelle?

Stas

Stanisla. (gefaßt) Mit keinem Schritte.

Sie machte Miene, fort zu gehen.

Oberin. Bleib hier im Zimmer, und geh nicht von der Stelle. Wir alle wollen hin zum Altar der lieben Frau dell Pianto und sehen, was das ist; habt ihr recht gesehen, so muß sie noch dort liegen, und kann sich sobald nicht erholen haben.

Stanisla zitterte und beßte. Todesangst glänzte in großen Schweißtropfen auf ihrer Stirne.

Wir alle gingen in die Kapelle. Ein uns willkürliches Grausen kam uns an, als wir, man denke sich unsre Bestürzung! unsre Stanisla, wie wir sie oben im Zimmer verlassen hatten, vor dem Altare liegen fanden. Sie war nicht ohnmächtig, sondern besetzte mit aufgehobnen Händen. Die Nonnen schlugen Kreuzer. Indem trat auch Stanisla ein, die wir oben gelassen hatten, als sie sich erblickte, that sie einen lauten Schrey und stürzte rücklings zur Erde. Wir eilten ihr zu Hülfe, keine Spur des Lebens war mehr in ihr, wir bes

schloß

schlossen, sie auf ihr Bett zu tragen. In dem
sahen wir uns nach der andern Stanisla am
Altare um — Sie war verschwunden! — Gott!
sagte die Oberin, das bedeutet ihren Tod, sie
hat sich doppelt gesehn. Wir brachten Stanisla
auf ihr Zimmer, sie war sehr krank, und wir
gläubten, sie werde sterben. Mehrere Tage
lag sie ohne Bewußtseyn: und während dieser
Zeit wollten sie mehrere Nonnen, bald an der
Pforte, bald in der Kapelle, und wo sie sonst
gewöhnlich war, gesehen haben. Sie beehrte
zu beichten, und mit den übrigen Sakramen-
ten versehen zu werden.

Ich hörte ihre Beichte. Nichts vom Ver-
lange, kleine unbedeutende Vergehungen, die
außer einer Nonne, schwerlich Jemand anders
der Mühe werth hält im Beichtstuhl zu brin-
gen, er müsse denn ein ausgemachter Strupus
lant seyn, machten ihre ganze Beichte aus.
Ich stellte ihr nochmals ernstlich vor, wenn sie
irgend noch etwas auf ihrer Seele habe, möge
sie mir es ja entdecken, weil es doch wahrschein-
lich wäre, daß sie vielleicht morgen nicht mehr
leben werde. Allein sie blieb hartnäckig dabey,
sie wisse von keinem Geheimnisse, und bat
mich, ihr die Generalabsolution und letzte
Deh,

Oeklung zu geben, und das Nachtmahl zu re-
 chen. Ich that das im Beyseyn aller Nonnen,
 die an ihrem Bette knieten und herzlich wein-
 ten, daß sie eine so gute Mitschwester verlieren
 sollten. Die Andacht, mit der sie die Sakra-
 mente empfing, erbaute alle, und rührte mich
 selbst beynähe bis zu Thränen. Ich sprach ihr
 noch Trost zu, und glaubte, sie den andern
 Morgen nicht wieder zu sehen. Als ich am
 folgenden Tag ins Kloster kam, erzählte man
 mir mit vieler Freude, daß sie sich nach Em-
 pfang der heiligen Sakramente zusehends gebes-
 sert und die Nacht ruhig geschlafen habe. Ihre
 Wärterinnen seyen eingeschlafen, ihre Stimme
 habe sie erst gegen Morgen geweckt, wo sie
 etwas zu essen begehrt hätte. Ich fand sie
 auch viel muntre, und nach einigen Tagen
 verließ sie das Bette. Seit dieser Krankheit
 war sie wie neu gebohren. Thätig, wie ehemals,
 rasch in ihrem Gange, in ihrem Gespräche,
 was sie vordem nie war, lebhaft und witzig.
 So blieb sie ein ganzes Jahr und drüber,
 nach Verlauf dessen, ward sie von Tage zu
 Tage ernsthafter, sie betete nicht mehr vor dem
 Wilde, aber stille Thränen flossen ohne Zahl.
 Ihre Schwermuth stellte sich abermals ein,
 und schien nach Verlauf des zweyten Jahres in

W

stumme

stumme Verzweiflung überzugehn. Ich fürchtete vielleicht eine Selbstmörderin an ihr erleben zu müssen. Lange beobachtete ich sie, theilte meine Erfahrungen der Oberin jedesmal mit, und wir waren verlegner um sie, als jemals.

Am Morgen des heiligen Abends vor Petri und Pauli, wo ich die Nonnen, die, um den auf diesen Tag, gespendeten vollkommenen Ablass zu verdienen, alle kommunizieren wollten, Beichte zu hören ins Kloster kam, war alles im fürchterlichsten Alarm. Eins lief wider das andre, man kreuzte und segnete sich, seufzte, als wenn das jüngste Gericht im Anzuge wäre. Die Nonnen versammelten sich haufenweise zu einander in den Kreuzgängen, steckten die Köpfe zusammen, und zerstritten und zerfochten sich mit dem Munde und den Händen, als wollten sie, trotz einem Opponenten von Bologna, über die Quadratur des Kreises disputiren.

Mich führte man zur Oberin. Denken Sie sich nur, ehrwürdiger Vater, redete sie mich an, wie man sich in den Menschen irren kann. Hätten Sie es je glauben können, daß die fromme, die andächtige, die schon bey lebendigem Leibe als heilige vergötterte gepriesne Stanisla,

Stanisla, die ich allen Konventualen als Muster der Frömmigkeit vorstellte, uns dennoch alle getäuscht habe? daß sie die größte, verwegenste Heuchlerin sey?

Ich. Ohnbegreiflich!

Oberin. Ja, das war es mir freylich auch, und kaum traute ich meinen Augen, als man sie mir heute früh vorführte. —

Ich. Aber was ist ihr Verbrechen?

Oberin. Habe ich Ihnen das noch nicht erzählt? O! der Schrecken hat mich so todt im Kopfe gemacht, daß ich gar nicht mehr weiß, was ich thue und rede. Wunder war's auch wahrlich nicht, wenn man darüber zum Narren würde. Komme mir nun wieder einer und behaupte, er kenne den Menschen — Nun traue ich Niemand auf der Welt mehr, und wenn er Engels Beredsamkeit und Engels Ansehn hätte. Hören Sie nur: Heute früh, als die Sakristanerin zur Mette zu läuten, durch den Kreuzgang nach dem Chore gehn will, findet sie die Pförtnerin, die scheinheilige Stanisla, in weltlichen Frauenzimmerskleidern, eben wie sie zur Pforte hinaus entweichen will. Sie hält sie an, und zieht sie zurück. Stanisla

M a

nisla

nisla fällt vor ihr auf die Knie und bittet sie um Gottes willen, nichts zu verrathen, sie wolle ganz still wieder in ihre Zelle gehn, sie solle nur ruhig seyn, daß es die andern nicht erführen, aber diese lehrt sich daran nicht und macht Lärmen. Alle Nonnen eilen herzu, und schleppen Stanisla zu mir —. Denken Sie sich meinen Schreck und mein Erstaunen, als man mir die Heuchlerin in ihrem ganzen weltlichen Reisestaate zu mir brachte und den Vorgang erzählte. Sie konnte es nicht läugnen, daß sie aus dem Kloster gewesen sey, sie sey aber durch ihr unruhiges Gewissen wieder umzukehren bewogen worden. Man überhäufte sie mit Schmähungen, und würde sie thätlich mißhandelt haben, wenn ich es nicht mit allem Ernst verboten, und sie der Wuth der aufgebracht Nonnen zu entreißen, ins Gefängniß gesteckt hätte. Ich will und kann in dieser Sache allein nichts beschließen, und konnte in der ersten Bestürzung auch weiter nichts unternehmen. Deshalb werde ich feyerliches Kapitel mit meinen Nonnen halten, wo sich dann durch die Stimmen der Mehrsten ihr Urtheil ergeben wird.

Ich. Aber sind die Mehrsten auch immer die Klügsten?

Oberin.

Oberin. Deshalb wollte ich Sie, ehrs
würdiger Pater, bitten, mich mit Ihrem gu-
ten Rathe nicht zu verlassen.

Ich. Herzlich gern biete ich zu einem Ges-
chäfte die Hand, in dem man nicht vorsichtig
genug zu Werke gehen kann.

Oberin. Ich lasse so eben die Nonnen in
den Kapitelsaal versammeln, dahin haben Sie
die Güte mich zu begleiten, geben Sie auf
alles genau Acht, helfen Sie mir forschen, und
da, wo ich fehlen sollte, belehre Ihr besseres
Wissen mein Urtheil.

Ich. Ich kann Ihnen in dieser Sache nicht
genug Vorsicht empfehlen. Und war je zu ei-
ner Sache Vorsicht und kaltes Blut nöthig, so
ist's gewiß in dieser am meisten. Im Ganzen
genommen, hat die Sache, wie sie beyrn ersten
Anblick in die Augen fällt, viel wider sich,
und scheint gar nicht zu entschuldigen zu seyn;
allein ein einziger Umstand, auf den man manchs-
mal gar nicht verfällt, kann der ganzen Sache
eine andre Gestalt geben, und ihr, wo nicht
alles, doch manchmal vieles, von ihrer Uner-
laubtheit nehmen. Nochmals empfehle ich es

W 3

Ihnen,

Ihnen, ja nicht zu rasch zu verfahren, besonders seyn Sie behutsam mit den Fragen, die Sie ihr vorlegen; hegen Sie keine vorgefaßten Meinungen, fragen Sie sie sanft und freundschaftlich, das wirkt mehr, als rauhes gebietendes Wesen, und bringt oft den abgehärteten Verbrecher eher zum Geständniß, dieses erweckt gemeiniglich nur Verstocktheit. Prüfen und wägen Sie genau jedes ihrer Worte, und merken Sie auf ihre Mienen. Ich kann Ihnen nicht Vorsichtigkeit genug anempfehlen — übers Haupt hüten Sie sich für zu raschen Schlüssen und Urtheilen, und bedenken Sie, was Sie durch ein falsches Urtheil, durch eine Ungerechtigkeit Uebels stiften, und welche Sünde, welche Flüche einer durch Ihre Schuld Verunglückten, Sie auf Ihren Nacken wälzen können.

Indem kam eine Nonne, und meldete der Oberin: daß die Nonnen bereits im Kapitelsaale versammelt wären, und man ihre Gegenwart sehnlichst erwarte. Folgen Sie mir, sagte die Oberin, und wir giengen nach dem Kapitelsaale. Die Wände des Kapitelsaales waren schwarz behangen, auf einem rothen Fußteppich stand ein Tisch mit schwarzem Tuche bekleidet. Darauf stand ein Kreuzifix, brennende Wachskerzen,

terzen, ein Tobtenkopf und eine Glocke. Nicht weit davon stand ebenfalls ein schwarzer Tisch nebst einem Stuhl und Schreibzeug für den Schreiber, der auch bereits dort Platz genommen hatte. Die Nonnen saßen ebenfalls auf ihren Bänken im Halbkreis um den Tisch und warteten unser.

Eine tiefe traurige Stille waltete über der Versammlung im alten Gothischen Kapitelsaale. Bey unserm Eintreten standen alle ehrerbietig von ihren Sätzen auf und neigten sich stumm.

Die Oberin nahm ihren Platz auf dem Stuhle hinter dem Tische, und wies mir den meinigen auf der rechten Seite desselben an. Dann wendete sie sich zu den Versammelten und sagte:

Liebe Schwestern!

Wir sind heute in einer traurigen Angelegenheit dahier versammelt. Es betrifft das Urtheil über eine Meineidige an Gott und der alleinseeligmachenden Kirche. Der Schein ist gegen die Schuldige. Doch laßt sie uns erst prüfen, damit kein übereiltes

M 4

Urs

Urtheil diesen heil'gen Gerichts = Saal und unsre Herzen entweihe. Lasset uns vorsichtig handeln, merken auf jedes ihrer Worte, und wo auch mein Urtheil zu früh, zu unübersetzt scheinen sollte, so übernehme euer besseres Wissen meine Belehrung. Prüfet euch erst selbst alle, ob ihr rein seyd von Sünden, und werth zu richten über die Schuldige — und wo eine unter euch wäre, deren Herz nicht rein wäre, die entferne sich schweigend aus diesem Saale. Denn Sünder können nicht richten; und unser Gericht muß rein seyn. —

Lasset uns zuvörderst Gott den heiligen Geist anrufen um seinen göttlichen Beistand und Hülfe, damit er unsre Herzen erleuchte und regiere mit seiner göttlichen Gabe des Rathes und der Weisheit.

Alle knieten nieder und verrichteten ein stilles Gebet zu Gott. Als es geendigt war, nahmen sie wieder ihre Plätze ein, die Oberin nahm die Schelle vom Tische, und gab damit drey Mal ein Zeichen. Zwey Layenschwestern traten ein: Führt Stanisla her, sagte die Oberin. Die Layenschwestern entfernten sich, brachten nach

nach einer Weile Stanisla geführt und stellten sie der Oberin gegenüber vor den schwarzen Tisch. Sie zeigte nicht die mindeste Verlegenheit. Ihr Auge blickte frey auf alle herum, kein Zug von Angst oder Furcht entstellte ihr Gesicht. Sie hatte ein weißes Linonkleid an nach Art der Chemisentracht unsrer Damen, und ein weißes Tuch in Gestalt eines Turbans umwand ihren Kopf. Unererschrocken stand sie da, und erwartete alles, was da mit ihr vorgehen sollte, mit einer Freimuthigkeit, die mich in Erstaunen setzte, und die nur den unschuldigsten, oder abgehärtetsten Verbrecher elgen seyn kann.

Weshalb bist du hler? redete sie die Oberin an.

Stanisla. Antwort zu geben über das, worüber man mich befragen wird.

Oberin. Was bewog Dich, aus dem Kloster zu laufen? und meinelich zu werden an Gott und seiner alleinseligmachenden Kirche?

Stanisla. Was mich dazu bewog? — darauf kann ich euch nicht gradezu antworten,

M 5

und

und im Ganzen kann euch das auch gleichgültig seyn. Ich floh aus dem Kloster, weil mich ein früherer Eid, den ich am Altare der heiligen Natur, der Liebe geschworen hatte, rief. Aber bald weckte mich mein Gewissen, das fürchterlich den Meineid rügte, den ich an der Kirche begangen hatte, und freywillig kam ich in euer Kloster zurück?

Alle durcheinander. Wie, Du kamst zurück?

Luzia. Habe ich Dich nicht noch glücklicher Weise erwischt, als Du hinaus wolltest? Lügnerin!

Stanisla (Gelassen). Mein, als Du glaubtest, ich wollte fliehen, kam ich wieder zurück, und würde wieder in meine Zelle gegangen seyn, ohne daß eins von euch allen das Geringste gewahr worden wäre.

Oberin. Also warst Du vielleicht die ganze Nacht abwesend?

Stanisla. Ja.

Ober

Oberin. Wie lange?

Stanisla. Zwey Jahre und sechs Monate.

Verwirrt sahen alle einander 'an, und schrien: Sie ist wahnsinnig, sie hat den Verstand verlohren. Sie lügt.

Stanisla. Nein, ich lüge nicht. Glaubt auch nicht, daß ich meinen Witz eingebüßt habe. Ich wiederhole es nochmals: Ich habe zwey Jahre und Sechs Monate außers halb diesem Kloster gelebt.

Oberin. Und wo warst Du indessen?

Stanisla. Das darf, und werde ich nie sagen.

Nonnen. Da hat man ja die Lügnerin, sie ist wahnsinnig, sie hat sich's eingebildet. sie wär' abwesend, der Teufel, Gott sey bey uns! hat sie geblendet.

Erlauben Sie, nahm ich das Wort, das glaube ich nicht. Wenn sie wahnsinnig gewesen wäre

wäre, müßten es ihre Handlungen und Reden am ersten verrathen haben, und hat eine unter Ihnen, seit den Jahren, da sie unter uns ist, die geringste Spur von Wahnsinn an ihr bemerkt? hat je eine etwas Albernese in ihrem Betragen gefunden?

Alle. Nein, das nicht.

J. H. Wenn sie also wahnsinnig gewesen wäre, hätten es da nicht ihre Worte oder Handlungen verrathen müssen?

Alle. Freilich.

J. H. Gleichwohl hat sie sich immer klug und verständig aufgeführt, und immer in ihren Reden und Handlungen viel Klugheit und Einsicht gezeigt.

Alle. Ja, das hat sie.

J. H. Und hat sie jemand von Ihnen irre schwachen, oder von etwas anders als von geistlichen Dingen reden hören?

Alle. Das können wir nicht sagen.

J. H.

Ich. Wenn sie nun wirklich sich eingeildet hätte, zwey Jahre abwesend zu seyn, wozu hätte sie ihr erst nöthig gehabt, sich mit andern Kleidern zu versehen? und zeigt das nicht einen hohen Grad von Klugheit und List an, daß sie sich so heimlich diese Kleider zu verschaffen gewußt hat?

Alle. Gewiß!

Ich. Und wenn sie hätte fliehen wollen, was hätte sie es erst gegen Morgen zu wagen gebraucht, wo sie fürchten mußte, entdeckt zu werden? Ich glaube vielmehr, daß sie die Nacht wirklich abwesend gewesen ist, und sich da, wo sie war, verspätet hatte, und auf diese Art bey ihrer Wiederkunft in der Pforte verrathen worden ist.

Sa, so ist's, so ist's auch! schreien alle durcheinander.

Stanisla, die während alle dem nicht eine Miene geändert, und ganz gleichgültig zugehört hatte, nahm jetzt das Wort: Sie geben sich viel Mühe, ehrwürdiger Herr, meinen Bestand vor dieser Versammlung zu retten, und
thun

thun mehr, als ich verdiene; indessen bekenne ich es freywillig, daß ich zwey Jahre und sechs Monate aus diesem Kloster abwesend gewesen bin.

Ich. Aber blos des Nachts und am Tage im Kloster?

Stanisla. Nein, ununterbrochen, Tag und Nacht. Mehr als sechs und vierzig Meilen war ich von hier.

Ich. Sechs und vierzig Meilen?

Sechs und vierzig Meilen? murmelten die Nonnen unter einander und Erstaunen herrschte auf allen Gesichtern.

Stanisla. Ja, sechs und vierzig Meilen und weiter.

Ich. Und wie hieß der Ort?

Stanisla. Den werden Sie nicht erfragen.

Hah!

Hah! du Lügnerin! du Schamlose, schreie eine Nonne, ihr will ich dich vor dem ganzen Kapitel entlarven. Kannst du es läugnen, daß du es warst, die gestern Mittag in der Vesper neben mir im Chöre das Confitebor anfieng?

Warst Du es nicht, die das Kapitel intonirte? rief eine andre.

Stanisla. Ihr irrt. Das war ich nicht. Seit zwey Jahren und sechs Monaten habe ich an keine Vesper gedacht, viel weniger einen Psalm gesungen.

Die Nonne. Willst Du uns mit sehens den Augen blind machen?

Eine Andre. Oder ist's etwa Dein Geiſt gewesen?

Stanisla (höhnisch lächelnd). Vielleicht!

Die Sakristanerin. (hervortretend) Erlauben Sie, ehrwürdige Mutter, daß ich dieser Schamlosen Lügnerin mit einem Male die Larve entreiße. Sie wissen doch alle, daß wir vergangene Woche Tonsur hatten. (zu Stanisla.)

niska.) Hab' ich Dir nicht die Haare abgeschoren?

Stanisla. Nein.

Die Andern. Lügne es nicht mehr, wir alle waren dabey, als sie Dir das Haar abschor.

Die Sakristanerin. Die Binde vom Kopfe, wann Du noch länger läugnen willst.

Stanisla riß ihre Binde vom Kopfe und ihr schönes langes Haar wallte in braunen Locken längs den Schultern den Rücken hinab. —

Hah! was ist das? riefen alle; wir haben gesehen, wie ihr die Sakristanerin das Haar abschor — und nun diese Locken. Hah! das ist Zauberey, sie steht mit dem Satan im Bunde!

Stanisla. Untersucht genau, ob es nicht etwa falsches Haar ist.

Man untersuchte, und fand, daß es ihre natürlichen Haare waren.

Hah!

Hah! das ist Zauberey, das geht nicht mit rechten Dingen zu! schrieen alle durcheinander und ihre Bestürzung schien den höchsten Grad erreicht zu haben.

Indem wurden wir durch eine Deputation der Polizey an deren Spitze sich der Oberste derselben befand, unterbrochen. Mit vieler Höflichkeit entschuldigte er sich, daß er so kühn sey, in diese Versammlung zu treten; allein seine Pflicht und das eigne Interesse des Klosters heiße es. Er komme, der Oberin hiemit anzuzeigen, daß in verfloßner Nacht gegen zehn Uhr ein Wagen vor diesem Kloster gehalten habe, bald darauf habe sich die Pforte geöffnet, eine ihm bekannte Nonne, die er gleich für die fromme Schwester Stanisla gehalten, sey in einem weißen Linonkleide herausgesprungen, ein junger Herr habe sie in den Wagen gehoben, darauf hätte der Kutscher mit einer solchen Schnelligkeit zugefahren, daß es ihnen ohnmöglich gewesen wäre, sie anzuhalten. Der Wagen sey vom Kloster gerade zu dem Thore hinaus, und wie man vermüthe, nach W * * zu gefahren. Er habe auch schon Kundschafter nachgeschickt, und hoffe gewiß, daß diese sie einholen werden. Wer ist fähig, hier das

Er:

Er:

Erstannen und den Schreck zu schildern, der sich auf den Gesichtern der Nonnen während dieser Erzählung in den grellsten Zügen abmalte. Stanisla allein stand ruhig, und ohne ihre Stellung oder ihre Miene im geringsten zu ändern. Wie geht das zu? rief die Oberin außer sich. Sie berichten uns da, daß Ihre Leute Stanisla haben entführen sehn!

Die Polizey. Ja, das können wir auf unsre Amtspflicht und Gewissen bezeugen.

Oberin. Gleichwohl aber steht eben diese Stanisla, von der sie vorgeben, daß man sie entführt habe, iht vor unserm Gericht.

Der Oberste der Polizey blickte um sich, sah Stanisla und prallte mit Entsetzen zurück — Ach Gott! rief er aus, da ist ja dieselbe Person, die diese Nacht entführt worden ist — so war sie gekleidet, so sah sie aus! Wie kommt sie hieher? Da meine Leute ihr doch auf allen Landstraßen nachspüren!

Was sagen Sie nun dazu? ehrwürdiger Herr! sagte die Oberin zu mir, auf deren Gesicht sich die größte Bestürzung abgedrückt hatte. Ich nahm das Wort.

Dar-

Darüber, ehrwürdige Frauen, können wir vor der Hand nicht entscheiden, solche Dinge scheinen außer den Gränzen des Wissens des gewöhnlichen Menschen zu liegen. Hernach mehr darüber. Ist zur Abfertigung dieser Herrn. Ich danke der Polizey für ihre Aufmerksamkeit für das Kloster, und es wurden Vollmachten an sie ausgestellt, die Flüchtlinge arretiren zu lassen, wo sie sie fänden, und in ihrer Auffuchung keinen Fleiß zu sparen.

Damit entließ ich die Polizey, der ich noch zum Ueberfluß auftrug, alles, was sich in dieser Sache noch ferner ereignen sollte, dem Kloster genau zu berichten.

Als sich die Polizey entfernt hatte, sagte die Oberin zu mir: Wozu war das nöthig? Haben wir sie nicht schon?

Ich. Darüber kann ich vor der Hand nicht urtheilen, und bey reifer Ueberlegung werden auch Sie meine Vorsicht nicht vergebens finden.

Die Oberin (Auser Kassung zu Samuel)
Ich beschwöre Dich bey dem ewigen allerbarmenden Gott! sage, wer bist Du?

N 1

Stas

Stanisla. Sie kennen mich ja, Ihre
Stanisla seit mehrern Jahren.

Die Oberin. Rede die Wahrheit, es
kümmt alles darauf an.

Stanisla. Das glaube ich meiner Seits
auch. Aber was ich gesagt habe, ist die
reinste Wahrheit, ich will darauf sterben.

Ich. Also Sie sind, Stanisla, in diesem
Kloster eingekleidet.

Stanisla. Ja. Sie kennen mich.

Ich. Sind Sie diese Nacht aus diesem
Kloster entführt worden?

Stanisla. Nein.

Ich. Und behaupten doch, zwey Jahre
und sechs Monate abwesend gewesen zu seyn?

Stanisla. Ja!

Ich. Und wie sollte das zugehn?

Stanisla. Sehr natürlich, vor zwey
Jahren entließ ich daraus.

Ich. Aber Sie lebten doch unter uns, und
seit Ihrer ersten Ankunft in diesem Kloster hat
Sie Niemand einen Augenblick hier vermisst?

Stan

Stanisla. Das hoffe ich.

Ich. Aber wie ist das möglich?

Stanisla. Das weiß ich nicht.

Ich. Sie können doch ohnmöglich doppelt seyn?

Stanisla. Ich kenne mich nur einfach. Ob ich noch einmal in dieser Welt vorhanden seyn sollte? Weiß ich nicht.

Ich. Wenn Sie abwesend waren, so müßten Sie, Ihre Ehre zu retten, uns auch sagen können: Wo Sie indessen waren? nennen Sie uns den Ort.

Stanisla. Das werde ich nie.

Ich. Glauben Sie nicht, daß man Sie zwingen könnte?

Stanisla. Nein; und wenn Sie mich foltern ließen.

Ich. Was erwarten Sie für ein Schicksal?

Stanisla. Ich bin in eurer Gewalt, und erwarte alles, was ihr über mich vershängt.

N 3

Ich.

Ich. Können Sie schwören, und auf diesen Schwur das heilige Abendmahl empfangen :

Daß Sie wirklich zwey Jahr und sechs Monate, nach Ihrer Einkleidung, aus diesem Kloster abwesend gewesen sind?

Stanisla. Ja, das kann ich mit gutem Gewissen.

Ich. Und glauben Sie nicht, daß Gott durch ein Zeichen den Meineid an Ihnen rächen würde, wenn Sie wider besseres Wissen schwören wollten.

Stanisla. Das habe ich nicht zu befürchten.

Ich (Zu einigen Nonnen). Man bringe sie in feste Verwahrung. (Zu Stanisla) Sie werden noch heute Ihre Eidesformel schriftlich erhalten. Acht Tage haben Sie Zeit, sich auf diesen Eid zu erklären. Bedenken Sie indessen wohl, was Sie thun.

Stanisla wurde abgeführt, und in ein enges Gefängniß gesperrt.

Was

Was sagen Sie zu diesem Vorfalle? fragte mich die Oberin mit gespannter Miene.

Es ist Zauberey! sie ist zweymal in der Welt — es ist Spiegelfechtere y des Satans! schrieen alle durch einander. Erlauben Sie, sagte ich. So sonderbar die Sache scheint, so ist sie doch nichts weniger als Zauberey, und die Folge muß es noch aufklären. Lassen Sie uns erst den Schwdrungs - Termin abwarten, ehe wir weiter in der Sache urtheilen, und indessen Gott danken, daß er uns für Unge- rechtigkeit und Uebereilung bewahrt hat. Das Kapitel sey aufgehoben. — Man kann sich die Stimmung denken, in welcher wir das Kapitel- haus verließen. Ich konnte mit aller Philo- sophie und Erfahrung keinen Schlüssel zu diesem äußerst räthselhaften Vorfalle finden.

Indessen giengen fleißig Nachrichten ein, daß man Stanisla, mit einem jungen Herrn, bald auf dieser, bald auf jener Station gese- hen hatte, die Beschreibung traf jedesmal so genau mit der Stanisla überein, die zur näm- lichen Zeit im Kloster - Gefängnisse saß, daß zwischen Beyden kein Unterschied, keine Ver- wechselung der Person denkbar seyn konnte. Aber

immer kamen unsre Leute zu spät, und erfuhren immer nur, daß die Flüchtigen da gewesen, aber auch schon wieder fort wären. Die Attestate der Postämter ließen sowohl in Ansehung der Wahrheit, als Angabe der Person, nicht den geringsten Zweifel mehr statt finden. Verschiedne Mal kamen von zwey einander ganz entgegengesetzten Poststationen unter einem Datum und Stunde die gleichlautende Nachricht, daß man sie zu einer und derselben Zeit da und dort gesehen haben wollte; und wenn unsre Aufpasser auf die folgende Station gekommen waren, die die Flüchtlinge angegeben hatten, wollte man dort von Niemand etwas wissen, und bald darauf kamen von einer ganz entfernten Station Nachrichten, daß sie unter demselben Datum dort passirt seyen. Ich fand für gut, alle fernern Nachforschungen einzustellen, da wir ohnedem die unsrige in fester Verwahrung hatten, während ein zweytes Exemplar von ihr die Welt durchkreuzte.

Unsre Stanisla ertrug ihr Schicksal im Kerker mit einer Fassung, mit einer Geduld, die allen Bewundrung und Verehrung abzwang. Sie betete anhaltend, und ihr Betragen erregte unter allen Nonnen Mitleid, die sie noch vor wenig

wenig Tagen gern verdammt hätten. Sie hatte sich erklärt, den Eid zu schwören.

Der fürchterliche Tag, an dem er geschworen werden sollte, erschien. Die Nonnen versammelten sich im Kapitelsaule. Lange Erwartung schwebte auf allen Gesichtern. Stanisla wurde vorgeführt. Ich hielt an sie und an die Versammlung eine Rede, die die fürchterlichen Folgen des Meineids zum Vorwurfe hatte. Ich erklärte darin den Eid nach moralischen und philosophischen Grundsätzen, und legte die Folgen des Meineids aus einander. Ich ermahnte nicht; weil die Erfahrung lehrt, daß Ermahnungen in einer Rede, zumal bey solchen Gelegenheiten, unkräftig sind. Ich überließ die Ermahnungen, die ich durch die Darstellungen der Folgen des Meineids in jedem Herz erregt hatte, jedem meiner Hörer selbst zur Ueberlegung und Beherzigung, weil in solchen Fällen das Herz einem jeden weit mehr sagt; als eine allgemeine Ermahnung sagen kann. Ich vergaß nicht in meiner Rede alle jene Zauberkräfte zu benutzen, mit denen die Redekunst so mächtig auf die Hörer zu wirken lehrt. Mit scharfem Blick fixirte ich Stanisla, die vor mir stand, und die Rede mit eben der

N. 5

Gleich

Gleichgültigkeit anzuhören schien, wie man ohngefähr ein Gelegenheits-Gedicht vorlesen hört. Am Ende der Rede fragte ich Stanisla: ob sie noch bereit sey, den Eid abzulegen? Warum nicht? war ihre Antwort. Ich hielt ihr den Kelch mit der Hostie vor, den sie, so lange die Eidesformel dauerte, mit der einen Hand halten mußte. In die andre gab ich ihr ein Kruzifix, und so legte sie folgenden Eid ab:

„Ich Johanna Stanisla, Klosterfrau im Ursulinerkloster zu C*** meinem Professionshause, schwöre hiemit zu Gott dem Allmächtigen und Allwissenden, einen wahren heiligen Eid: daß ich aus meinem Kloster zwey Jahre und sechs Monate abwesend gewesen, und während dieser Zeit an irgend einem Orte frey vom Klosterzwange gelebt, daß ich aber endlich der Stimme meines Gewissens nicht länger widerstehn können, und freywillig wieder in mein Kloster zurückgekehrt bin, und ohnbemerkt nach wie vor wieder unter meinen Mitschwestern gelebt haben würde, wenn ich bey dem Eintritt ins Kloster nicht wäre entdeckt worden. Daß dieses die reine Wahrheit sey, schwöre ich,

so

so wahr mir Gott in meiner Todesstunde
gnädig sey — so gewiß ich von ihm Barm-
herzigkeit und Verzeihung meiner Sünden
erwarte. Sollte ich in dieem Eide eine
Unwahrheit gesagt, und Gott zum Zeugen
einer Lügen angerufen haben, so treffe mich
die Strafe des Meineids im vollsten Maas,
so verlasse mich Gott, wenn ich in Todes-
Noth bin, so sage ich mich los von der
Zahl seiner Auserwählten und thue Verzicht
auf Gottes Barmherzigkeit; so werde
mir sein heiliger Leib in diesem Abendmahl
zum Verderben, und sein Blut zum Trank
des Gerichts. —“

Ich schauderte über die Standhaftigkeit, mit
der sie ihren Eid ablegte, über die Zuversicht,
mit der sie bald auf das Kreuzifix, bald auf den
Kelch blickte, das sie beydes fest in ihren Hän-
den hielt. Mit Andacht nahm sie das Abends-
mahl; und ich sah ihre Mitschwestern nicht
ohne Thränen. Darauf hielt ich eine kurze
Anrede an die Nonnen, worin ich dem Vor-
falle das Ansehen des geheimnißvollen — über-
natürlichen gab — geheimnißvoll war es bis
ist noch für mich selbst — und sie ersuchte, nicht
weiter in dieser Sache zu forschen. Es sollte
ihnen

ihnen genug seyn, daß die Schwester sich mit einem Eide und dem Abendmahle gereinigt habe. Das Kapitel sprach sie auch von aller Strafe frey; denn obwohl sie es selbst beschworen hatte, daß sie abwesend gewesen wäre, so konnte man sie doch keiner Verletzung ihrer Pflicht beschuldigen, da sie während dieser Zeit im Kloster gegenwärtig gewesen war, und ihre Pflicht genau erfüllt hatte. Der ganze Vorfall ward unterdrückt, und Niemand sprach mehr davon. Am Ende der Ceremonie bat Stanisla, ihr das Amt an der Pforte abzunehmen, sie die wenigen Tage ihres Lebens nicht mehr zu kränken, sondern sich so zu betragen, als wenn sie gar nicht da wäre. Sie habe es Gott versprochen, seit diesem letzten Eide kein Wort mehr zu reden. Dagegen habe ihr Gott den Tag ihres Todes offenbart, der der ein und dreissigste Oktober, der Festtag ihrer heiligen Ordens- Patronin Ursula seyn werde. Ehrfurcht erfüllte die Versammlung. Sie übergab die Schlüssel der Pforte der Oberin und entfernte sich.

Das Prophetische ihrer letzten Worte hatte auf alle, und ich gesteh es, auch auf mich, einen sonderbaren Eindruck gemacht.

Von

Von dieser Zeit an kam kein Wort mehr über ihre Zunge. Sie betete fleißig, that ihre Schuldigkeit, aber alles, ohne ein Wort zu sprechen. So wandelte sie umher — eine lebendige Leiche. Ich sah sie hinwelken, und ihre Lebenskräfte verfliegen. Mit schwermüthigem Erstaunen bemerkte ich, wie sie von Tag zu Tag elender wurde, daß ich ordentlich berechnen konnte, sie werde mit dem ein und dreißigsten Oktober verlöschen. Zu Ausgange des Septembers ward sie bettlägrig und so abgezehrt, daß ich mich wunderte, wenn ich sie sah, wie sie noch leben konnte.

Am dreißigsten Oktober, als dem Heiligabend vor dem Feste der heiligen Ursula, ließ sie mich rufen. Ich fand sie äußerst schwach. Sie haben sich immer sehr um mich bemüht, redete sie mich an, Ihr Bemühen verdient Zutrauen. Die Maste fällt, und eine grauzensvolle Ewigkeit blickt mir entgegen. Hier übergebe ich Ihnen die wahre Geschichte meines Lebens und meiner Schicksale, urtheilen Sie von mir, was und wie Sie wollen. Machen Sie den Inhalt dieser Papiere bekannt, oder übergeben Sie ihm dem Staube der Vergessenheit, mir ist das gleichgültig. — Aber versprechen Sie

Sie mir, nicht eher die Siegel dieser Papiere zu lösen, bis ich beirathen bin. Ich versprach es ihr, versah sie mit den Sakramenten und ertheilte ihr die General Absolution. Da zog sie ein schwarz versiegeltes Paket hervor, und übergab es mir. Schon am andern Morgen (den 3ten Oktober) vernahm ich, daß man sie heute früh sechs Uhr todt im Bette gefunden habe. Die Erfüllung ihrer Prophezeiung machte erst jetzt unter den Nonnen Aufsehen und man erinnerte sich ihrer, als eines unbegreiflichen Wesens. Am dritten Tage wurde sie beerdigt. Ich eröffnete das Paket, und theilte Ihnen den Inhalt mit. Den Nonnen hab' ich nie etwas davon gesagt; Stanisla ist nun längst dem Moder übergeben, und ich mochte ihre Mitschwester nicht mit Aufschlüssen beunruhigen, die auf Gemüther schwärmerischer Nonnen nicht anders als erschrecklich wirken können. Ihnen übergebe ich sie, weil Sie selbst in dieser Geschichte eine Hauptperson spielen.

Die

Papiere der Ursulinernonne.

Die Aufschrift war:

Desne mich nicht eher, bis die Erde meine
Verfasserin verwahrt hat.

Sie hatten sich damals nicht geirrt, als sie der Oberin sagten, ich sey mehr, als ich scheine. Ist, wenn Sie dieses lesen und mich schon die kühle Erde deckt, kann man's wissen, daß ich die Tochter des Herzogs * * * * Prinzessin Pauline * * * war. Liebe machte all' mein Unglück, Liebe gab mir den Tod in diesen Mauern. Am Hofe meines Vaters lernte ich einen jungen Mann kennen, der gleich bey'm ersten Blick mein Herz einnahm. Er war schön, wohlgebaut, gefällig, einnehmend — Doch, wem sage ich das —? Genug, ich fand ihn liebenswürdig, und er mich. Schon in meinem zwölften Jahre hatte mich mein Vater an einen Prinzen von W — o versprochen, und ohne meinen Geliebten zu kennen, mußte ich erwarten, ob er der Mann seyn werde, dem ich

ich, mein Herz schenken könnte. Darauf wief an den Höfen nicht geachtet; Politik fesselt die Hände kaltblütig an einander, und fragt nichts nach dem Herzen.

Ich war sechszehn Jahr, als ich den schönen jungen Marchese Rinaldo kennen lernte. Es war meine erste Liebe. Ich überließ mich ihr ganz, und willig warf ich mich in den Strudel jener seligen Gefühle. Welche schöne Tage waren das? Welche Rönne, welch' nie gefühltes Leben hob meine Brust!

Mein Vater durfte von unsrer Liebe nichts wissen, und es war gefährlich für uns, uns zu lieben; weil der Prinz von M — o schon an unserm Hofe war. Es war ein schöner geistvoller junger Mann, ich hätte ihn lieben können — aber — ich hatte Rinaldo schon gesehen, ihm hatte ich mein Herz gegeben, und mir schauderte vor dem Gedanken, den sanften Rinaldo diesem Prinzen aufopfern zu müssen. Wir wurden scharf beobachtet; aber wer durchschaut die Schlupfwinkel der Liebe? Ich hatte eine vertraute Freundin, Fräulein Faustine M — i, die mit mir ganz eine Seele war, und ausfinden und ausführen half, was so oft nöthig

nöthig war, die Wachsamkeit der Oberhofmeis-
terin und des allenthalben lauernden Hofgesin-
dels zu täuschen. Auch der Marchese Rinaldo
hatte seinen Freund, einen listigen Kopf, Sig-
nor Zamponi; durch Vermittlung ward er mein
Lehrer in der Zeichnkunst. Nun hatten wir
ergiebige Gelegenheit uns beständig mit einan-
der zu unterhalten. Eine heimliche Treppe
brachte den Marchese oft zu mir. Mein Va-
ter machte mir indessen Vorstellungen wegen der
nahen Verbindung mit dem Prinzen, aber ich
hatte kein Gefühl dazu. Der Prinz drang in-
dessen auf eine Erklärung — und mein Va-
ter, ohne weiters, sagt mich ihm zu.

Denken Sie sich meine Lage. Zweymal ver-
suchte ich die Flucht. Zamponi widerrieth es
mir, und brachte mich jedesmal unbemerkt wie-
der ins Schloß zurück. Mein Vater drang
eigensinnig auf die Verbindung mit dem Prin-
zen, aber ich weigerte mich standhaft, und
affektirte aufs täuschendste eine Gemüthskrank-
heit, um die Zudringlichen von mir abzuhalten.
Zamponi half mir hier treulich. Er verstand
die Kunst, meinem Gesichte die hinwelfende
Farbe zu geben, die Verzehrenden eigenthüm-
lich ist. Oft brachte er den Marchese zu mir,

D

und

und eine Unterhaltung mit ihm war mir tausendfacher Ersatz für meine lästige Maskerade. Man hatte indessen den Marchese genau beobachtet, und der arglistige Hof war hinter das Geheimniß unsrer Liebe gekommen. Entreißen wollte man ihn mir, und meinem Herzen doch keine Wunde schlagen, ich selbst sollte seiner nach und nach überdrüssig werden, sollte ihn hassen, verachten, — vergessen. Eher glaubte mein Vater sey keine Liebe für den Prinz zu hoffen. Man suchte tausenderley üble Gerüchte vom Marchese auszustreuen, dichtete ihm Liebsschaften an, um in mir die Gefühle gekränkter Liebe rege zu machen, verwickelte ihn in eine Menge Abenteuer, und da alles dies nichts fruchten wollte, suchte man seine Liebe eifersüchtig zu machen. Ein junger Graf Velfiori war das Opfer ihres Bubenplans. Man raunte Rinaldo zu, er unterhalte eine Liebsschaft mit mir, er sey der Glückliche. Dadurch ward Rinaldo kalt gegen mich. Ich gab aber doch nach, und hätte ihm alles entdeckt, aber es kam zwischen uns zu keiner deutlichen Erklärung und er schien geßtlich meine Winke zu mißdeuten. Seine Eifersucht wurde von Bösewichtern geleitet, die sein glühendes Nachgefühl immer mehr ansachten, und ihn endlich dahin

dahin brachten, daß er seinem vermeintlichen Nebenbuhler aufslauerte. Er traf ihn Nachts auf der Straße, wo man ihm gesagt hatte, er schleiche zu mir; sieng Handel mit ihm an, und erstach ihn. Eben jene Buben, die ihn zu diesem Schritte gereizt hatten, waren die ersten, die seine That ruchbar machten. Mein Vater, der den ganzen Plan kannte, wollte aus weisen Ursachen ihn und mich schonen, und ließ Rinaldo sagen, er möchte sich bis zu fernerm Befehl vom Hofe und aus seinem Gebieth entfernen. Schon triumphirten die Bösewichter über das Entsprechen ihres Plans. Aber an meiner standhaften Liebe scheiterten alle ihre Projekte. Ich erklärte feyerlich, daß ich nie heirathen, nie lieben werde, und versiel von neuem in eine Gemüthskrankheit, die den Tod zu weissagen schien. Zamponi vermittelte noch immer einen Briefwechsel zwischen mir und dem Marchese. Lang erhielt ich keine Antwort, und ich fürchtete für sein Leben. Zamponi beschloß, ihn aufzusuchen, und fand ihn nach langem vergeblichen Umherreisen in Venedig. Er bewegte ihn, da sich nach Verlauf einiger Zeit vieles geändert hatte, wieder an unsern Hof zu kommen. Der Prinz von M — o hatte indessen alle Hoffnung auf mich aufgegeben.

ben, da mein wahrscheinlicher Tod ihm ohne hin bald aller Hoffnungen zu berauben schien. Man hatte das bemerkt, und ihn für die Nichte meiner andern Schwester der Prinzessin Theodora empfänglich zu machen gewußt. Theodora war meine Zwillingschwester, und wir beyde einander so ähnlich, daß, wer uns nicht recht genau kannte, keinen Unterschied zwischen uns machen konnte. Der Prinz gewann sie lieb und sie ihn. Mein Vater war froh, daß nunmehr eine Verbindung, die er zwischen beyden Häusern sehnlichst gewünscht hatte, endlich doch zu Stande kam. Zamponi hatte indessen den Marchese Rinaldo wieder an unserm Hofe eingeführt, man hatte die vergangenen Dinge vergessen, und empfing ihn allenthalben mit offenen Armen. Ich allein war für ihn am Hofe unsichtbar. Er bekümmerte sich meiner halben, aber fruchtlos. — Bis ich ihn endlich durch eine Vertraute heimlich zu mir bitten ließ. Er kam — selige Stunde des Wiedersehens! — Wir beschlossen, daß uns nun nichts mehr trennen sollte — wir beschlossen, zu fliehen, und in irgend einer stillen Hütte der Liebe zu leben. Zamponi half uns zur Flucht. Als Bürgermädchen gekleidet saß ich neben meinem Geliebten im Wagen — Furcht — Hoffnung und Liebe

Liebe kämpften in meinem Busen, aber die Macht der Liebe siegte über die Furcht. Hoffnung der glücklichsten Tage hob mein Herz. Wir waren mehrere Tage und Nächte ununterbrochen gefahren, aber immer noch nicht weit genug aus den Augen unsrer Verfolger. In einem kleinen Städtchen beschloßen wir, uns zu verbergen und einige Tage dort zu rasten. Ein Wald trennte uns noch davon, wir mußten ihn durchfahren. Mein Herz klopfte ängstlich. Furchtbare Ahnungen stiegen in mir auf. Mitten im Walde wurden wir von Räubern überfallen. Ein Pistolenschuß — und der Reutscher stürzte todt vom Bocke. Man riß den Schlag auf jener Seite, wo mein Geliebter saß, auf. Ich war in Todesangst, öfnete den andern Schlag und entsprang, von den Räubern, die an der andern Seite des Wagens waren, nicht bemerkt. Die Angst trieb mich vorwärts, und ich lief durch den Wald so lange fort, bis ich von Angst und Ermüdung überhäubt zu Boden sank. Meine Sinne waren mir vergangen und ein tiefer Schlaf hatte mich zu neuem Leiden gestärkt.

Spät am andern Morgen erwachte ich sanft, und wählte, alles sey ein bloßer fürchterlicher

Traum gewesen. Ich griff um mich, aber eine Hand voll verhautes Moos, die ich statt des Verklüffens bekam, überzeugte mich aufs deutlichste von meinem Unglück. Ich sprang auf — sah mich verlassen, rufte — weinte, schrie — alles umsonst — der öde Wald äffte meine Klagen nach, und höhnisch erinnerte mich das Echo an den Freund, der mir fehlte, an meinen Rinaldo. —

Ich lief hin und her im Walde und kam endlich an die Stelle, wo wir gestern überfallen worden waren. Das Erdreich war mit Blute bedeckt — ach mit dem Blute Rinaldo's! Kein Wagen, keine Leiche, nichts war vorhanden, als das blutgefärbte Erdreich. Ich suchte in Büschen nach seiner Leiche — ich fand nichts — aber diese rothe Erde zeugte nur zu laut von seinem Tode. Weinend wankte ich dem Städtchen zu, wohin ich nur noch anderthalb Stunden hatte. Mit blutigen Schweiß bezeichnete ich jeden meiner Schritte — kaum daß mich meine bebenden Kniee noch aufrecht erhielten. Ich gieng in ein Wirthshaus, und ließ mir dort eine besondre Stube geben. Ich durchweinte eine traurige Nacht auf meinem einsamen Lager. Am andern Morgen brachte mir

mit der Wirth die Zeitung, ich las sie, und fand einen Steckbrief darin vom Hofe meines Vaters, der den Marchese genau beschrieb, mich aber nur in meiner Hoftracht angab, der ich in meiner gegenwärtigen bürgerlichen Kleidung gar nicht mehr paßte. Ich ließ mir nichts merken. Indessen brachte mir der Wirth, dessen Geschwätzigkeit alles ausboth, mich zu erheitern, die Nachricht, daß vorgestern von Räubern ein junger Mensch im Walde erschlagen worden und gestern hier auf dem Kirchhofe beerdigt worden sey. Ich ließ mir ihn beschreiben und alles — alles traf genau mit meinem Rinaldo überein; die Jäger hatten ihn im Busche gefunden.

Nun war ich gewiß, daß er nicht in den Händen seiner Verfolger sey. Aber schrecklicher war mir nun die Gewißheit seines Todes. Ich ließ mir sein Grab zeigen — ach! die ganze Welt war ohne ihn für mich ein finstres, schwarzes Grab! — Dort weinte ich drey Tage auf seinem frischen Hügel, und wünschte mir ein Plätzchen neben ihm. Damals keimte ein fürchterlicher Gedanke von Selbstmord in meiner Seele. Mühe kostete es mir, ihn zu unterdrücken. Ich beschloß, der Welt gänzlich

zu entsagen, die mir alles in meinem Rinaldo geraubt hatte, und in der ich nur verlassen herum irrte, und in einem Kloster meine noch übrigen Tage dem Gebet und dem theuern Andenken meines Rinaldo zu weihen. Ich hoffte damals: Gott werde meinem Jammer bald ein Ende machen. Am fünften Tage bezahlte ich den Wirth, der mit meiner Lage Mitleiden hatte, und mich gutmüthig bat, mir nicht etwas ein Leid zu thun, und reiste in der Stille zu Fuße hieher. Aus dem Wirthshause gieng ich noch einmal auf den Kirchhof und nahm den bittersten Abschied vom Grabe meines Rinaldo, von da gieng ich grade zum Thore hinaus und kam am Abend hieher an die Pforten des Klosters. Ich hatte kein Geld mehr bey mir, konnte in keinen Gasthof gehen, und mußte den andern Morgen auf der steinern Bank vor der Klosterpforte unter freyem Himmel erwarten; fest entschlossen, wenn man mich nicht aufnehmen würde, von hier mich in den nächsten Fluß zu stürzen. Geld hatte ich nicht mehr, konnte folglich in keinem Gasthose mehr leben; und betteln, vielleicht unter schändliche Hände fallen, dazu war ich zu stolz, und mein trauriges Leben den Preis einer solchen Erhaltung nicht werth.

Man

Man nahm mich im Kloster an. Ihrer Fürsprache, ehrwürdiger Herr! hatte ich das am vorzüglichsten zu danken.

Damals, als Sie die Oberin überredeten mich anzunehmen, war ich auf dem Punkte der Verzweiflung. So wie Ihr Zureden nichts half, so wie mir die Oberin die Aufnahme ins Kloster versagte — war auch mein Weg zum Wasser schon gewählt. Dank Ihnen nochmals, ehrwürdiger Mann! Ihre Fürsprache rettete mich von der Verzweiflung. Sie wissen, daß ich meinem Stande keine Schande machte, daß ich meine Pflichten erfüllte, wie es einer Nonne zukommt, daß ich standhaft in meinem Probejahre war.

Die Trauer über meinen Geliebten, der ich mich ganz weihte, war Ursache, daß ich mich von allen meinen Mitschwestern abgesondert hielt. Ich betete Tag und Nacht für ihn — und was soll ich verhehlen, ich bat inständig um meinen Tod, weil mir dieser nur Vereinigung mit meinem Rinaldo versprach. Dies war mein Hinstarren, dieses meine Thränen und mein frommes Gebet. Ich betrachtete diese Welt als eine Prüfungsschule und trug gedult

D 3

geduldig die mancherley Leiden, die mir Gott zuschickte, war gefällig gegen meine Mitschwester, deren Fesseln ich fühlte, und mit Freunden zu erleichtern suchte. Aber für meinen Umgang waren diese guten Geschöpfe nicht. — Nach und nach ward das Gefühl meines Schmerzes stumpfer, und ich suchte mich zu fassen, wie ich konnte. Diese Heiterkeit meines Gemüths glich aber nur einem matten Sonnenblicke, der gleich wieder von herbenprollenden Wolken verdunkelt wird. Ich las in einer Zeitung, daß ein gewisser Marchese Rinaldo die Prinzessin Pauline entführt habe, der Herzog sey vor Schrecken vom Schlage gerührt worden, und auf der Stelle gestorben. Da er bloß drey Prinzessinnen habe, und das Herzogthum ein männliches Lehen des Königs von S***n sey, so habe der König bereits den Grafen von M***ani mit dem erledigten Herzogthume belehnt. — Denken Sie sich mein Entsetzen, als ich dieses las: Mörderin eines guten Vaters! o! der Gedanke zermalmte meine Seele — brachte mich zum Wahnsinne, daher mein Rückfall in meine vorige Schwermuth. Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit, Ergebung in seinen göttlichen Willen und frommes Gebet waren es, die mich nach einiger Zeit

Zeit auch da wieder trösteten; ich fieng an, hets
ter zu werden.

Der Gedanke an die bevorstehende Einklei-
dung und der damit verbundene Begriff einer
ewigen Gefangenschaft machte mich traurig.
Ich hatte diesen Stand aus Noth und Bers-
zweiflung gewählt, und sollte nun ewig, unwies-
derusslich in diese Mauern gekerkert seyn? O!
das war ein bitterer Gedanke. Aber wenn ich
um mich sah — mich von aller Welt verlassen
fand, keine Aussicht, keine Hülfe — dann
sah ich diesen Kerker, vor dem ich zurückge-
schaudert war, für eine heil'ge Freistatt vers-
lassner Liebe an.

Damals, als Sie so in mich drangen, war
ich im Kampfe mit meiner Zunge, fast hätte
Ihre Beredsamkeit mein Geheimniß aus dem
Innersten meiner Seele gezaubert, aber ich
siegte, und um keine Blößen zu geben, drang
ich ernstlicher als jemals darauf, den Tag der
Einkleidung festgesetzt zu wissen. Er war be-
stimmt, und ich selbst wählte mich beruhigt,
stellte mich munter, was ich nie war, um
niemand merken zu lassen, wie viel Uebermin-
dung mir dieser Schritt kostete. Zu eben dieser
Zeit

Zeit kamen neue Versuchungen über mich — wenn vielleicht Dein Geliebter noch lebte? fuhr's ein, als ich am Altare der weinenden Madonna kniete und betete, durch meine Seele. Mein! antwortete ich mir, Du hast ja selbst auf seinem Grabe geweint. Und dennoch war mir's immer, als wenn er noch lebe. Der Gedanke hatte sich in meiner Seele fixirt, wie ein versuchender Geist, er verfolgte mich bis zum Altare — daher jenes furchtbare Zusammenschaudern, als ich den Eid schwur — der mich mit eisernen Banden an das Kloster ketete. Dieser Gedanke war es, der mich schwermüthig machte, als die Einkleidung vorüber war. Auch hier war es Vertrauen auf Gott und Gebet, was mich in der Folge wieder erheiterte. Ich that meine Schuldigkeit, ward der Oberin ihr Liebssing und indem diese glaubte, meine Treue zu belohnen, machte sie mich auf immer unglücklich. Sie übergab mir die Schlüssel der Pforte. O! hätte ich sie niemals in meine Hände bekommen, jene unseeligen Schlüssel, die mir vielleicht ist die Schlüssel zur Verdammung werden. Ich verwaltete mein Amt gewissenhaft. Da ist Gott mein Zeuge. Auch trug das Abwechselnde dieses Geschäfts viel zu meiner Erheiterung bey, indem

indem ich durch die mannichfaltigen Personen, die ich da sah und kennen lernte, zerstreut wurde, und nicht so viel Muße hatte, meinem Schmerze nachzuhängen. Einst stand ich an der Pforte, ich erwartete eben Sie. Ein junger Mensch gieng vorbei — wir erkannten uns gleich auf dem ersten Blick — Gott! es war Rinaldo — Rinaldo! rief ich unwillkührlich — Pauline! rief er und stürzte in meine Arme. Wir vergaßen uns, nur die Furcht und das Bewußtseyn meines Standes erinnerte mich, daß ich an der Pforte des Ursuliner Klosters war. Wie kömmt Du hieher? fragte er mich. Die Furcht, entdeckt zu werden, machte, daß ich ihn fortschickte, und gegen Mitternacht wieder an die Pforte bestellte. Denken Sie sich meine Angst, meinen quaalvollen Zustand — den Geliebten lebend zu wissen und zugleich das Bewußtseyn: Für Dich auf ewig verloren! Du bist durch deinen eignen Schwur von ihm — von den Seeligkeiten der Liebe losgerissen, auf ewig geschieden, durch einen eisernen Eid! Ich bebte, und kaum konnte ich die Nacht erwarten, in der ich Aufschluß erhalten und ihn wieder sehen sollte.

Sie

Sie kam. Still und todt ward's im Kloster,
als hätte eine tödtende Influenza in diesen
Mauern gewüthet. Leise und zagenden Schritts
schlich ich zur Pforte.

Ich öffnete sie meinem Rinaldo, und führte
ihn in meine Zelle. Wir ergossen uns, und
überließen uns ganz dem glühenden Gefühle
des Wiedersehens. Er erzählte mir, als ich
ihn fragte, welches Wunder ihn von den Tod-
ten zurück brächte: die Räuber haben ihn schwer
verwundet liegen lassen und die Kutsche mit
allem vermuthlich fortgeführt. Ein benachbar-
ter Edelmann habe ihn liegend mit Blut übers-
strömt gefunden, und auf seinen Landsitz ge-
bracht, nach einigen Monaten erst habe er
das Bett verlassen können. Der junge Mensch,
den man auch todt im Walde gefunden, und
auf dessen Grabe ich geweint hatte war unser
Kutscher gewesen, der Rinaldos Uniform trug,
ihn also in der Kleidung ähnlich und mit mei-
nem Rinaldo verwechselt worden war. Ri-
naldo hatte anfangs geglaubt, ich sey den
Räubern in die Hände gefallen. Man hatte
nach mir geforscht und endlich mich in jenem
Gasthose erfragt, weiters aber hatte man
meine Spur nicht verfolgen können, so sehr
sich

sich sowohl Rinaldo, als sein großmüthiger Wohlthäter, der Edelmann, um mich bemüht hatten. Rinaldo war in seine Grafschaft gereist — und fand, was er am wenigsten vermuthet hatte — seinen ältern Bruder Sebastiano an der Regierung, den er todt und vergessen geglaubt hatte. Mißmüthig suchte er Zerstreuung in Reisen, die er unter verschiedenen Gestalten unternahm, auch suchte er Zamponi auf, und fand ihn, trotz allen Nachforschungen, nicht. Der Zufall führte ihn zu mir. Ich erzählte ihm meine Geschichte. Er ward untröstlich, mich nun, da wir noch Hoffnung zu den besten Tagen hatten, auf ewig sich entrisßen zu sehn. Wir wollten fliehen — aber mein Schwur — seine Verhältnisse — alles — alles legte uns unüberwindbare Hindernisse in den Weg. Damit uns niemand überrasche, ließ ich ihn leise zur Pforte wieder heraus, und gewährte ihm beym Abschied eine zweyte Zusammenkunft auf die folgende Nacht. So gieng es fort und alle Nächte war mein Geliebter bey mir. Wir wurden vertraut, er ward kühn, die Gelegenheit günstig — Mein Blut regte sich — ich widerstand — aber er siegte — ich überließ ihm meinen Körper, da er meine Seele, mein Herz längst besessen hatte.

hatte. Dieses war meine glücklichste Periode im Kloster. Alle Nacht kam mein Geliebter zu mir, und schwelgte an meinem Busen, ich hatte ihn in meinen Armen und genoß mit ihm die höchste Wonne der sinnlichen Lust — Aber bald rauschte sie vorüber — die Wonne des Verbrechens. Ich fühlte die Folgen jener feurigen Umarmungen, ich fühlte mich schwanger — Denken Sie sich meine Angst! schwanger zu seyn in einem Kloster. Ich zitterte für die Zukunft. Ich fürchtete, Mörderin meiner selbst und meines Kindes werden zu müssen. Meine Lage war über alle Beschreibung schrecklich. Ich entdeckte meinen Zustand Rinaldo, der seine Besuche noch immer ununterbrochen fortsetzte. — Er war nicht minder verlegen, als ich — wir beyde waren der Verzweiflung nahe, da wir keinen Ausweg vor uns sahen — Das war jene Periode, wo meine Melancholie so schrecklich wiederkehrte. Jamponi hatte sich indessen eingefunden, und Rinaldo brachte ihn in der folgenden Nacht zu mir. Er gab mir diesen Rath: Sie müssen einmal niederkommen, das heißt die Natur — sagte er. Aber im Kloster geht das nicht — Sie müssen folglich außer dem Kloster niederkommen. Zu diesem Zwecke führt uns kein ander Mittel, als die Flucht.

Sie

Sie müssen also fliehen. Aber auch für Nachstellungen müssen Sie sich sicher zu stellen suchen, müssen es so einrichten, daß man Sie hier im Kloster gar nicht vermißt. Eine andre muß so lange Ihre Person vorstellen, bis Sie wieder kommen. Mein Plan ist nun dieser: Ihrer Schwester Theodore zu berichten, daß Sie noch leben, ihr alles vorstellen, und ich müßte mich sehr in ihr irren, wenn sie aus Liebe zu Ihnen es nicht über sich nähme, sechs Wochen lang in Ihren Ordenshabit zu kriechen, und Ihre Person so lange vorzustellen, bis Sie wieder glücklich aus den Wochen sind. Sollten Sie, was man nicht wissen kann, vielleicht im Wochenbette sterben — so entführe ich Ihre Schwester aus dem Kloster. Kommen Sie glücklich durch, so wechseln Sie die Rollen ohnbemerkt. Ihre Schwester Theodore wohnt ohngefähr sechs und vierzig Meilen von hier auf einem einsamen Landgute. Die Aehnlichkeit, die Sie beyde mit einander haben, wird machen, daß man an Theodore hier, und an Pauline auf dem Landgute den Unterschied zweyer verschiednen Personen nicht bemerkt. Morgen schon reise ich zur Prinzessin Theodore — es ist schon so gut als gewiß — in wenig Tagen bin ich wieder da. — Gertrübet schie-

P

den

den wir von einander. Die Hoffnung erhielt mich aufrecht und ich erwartete mit klopfendem Herzen Jamponis Zurückkunft. Bald erschien er wieder, und brachte uns die tröstende Nachricht, daß Theodore gleich mit Freuden in seine Bitten eingewilligt, und versprochen habe, alles zu thun; Ihre Schwester zu retten, scheine ihr kein Opfer zu groß. Ein günstiger Zufall kommt uns zu statten, der Prinz W — o, ihr Bräutigam, ist in Angelegenheiten seines Hofes auf Reisen. Es wird also weiter nichts nöthig seyn, als die Korrespondenz in Theodorens Namen mit dem Prinzen indessen fortzusetzen. Ich eile zum Prinzen, werde ihn in allerhand Angelegenheiten zu verschlechten wissen, wie ihn so lange, als es uns nöthig ist, von hier abhalten. Damit man aber hier im Kloster nichts merke, ist es nöthig, daß Theodore mit allen Schlupfwinkeln des Klosters genau bekannt werde, daß sie unter Ihrer Leitung ihre Rolle so einkerne, daß auch das geübteste Auge keinen Betrug argwöhnt, wir brauchen Nachschlüssel, und weltliche Kleider für Sie. Es ist unumgänglich nothwendig, fuhr er fort, daß Theodore einige Tage wenigstens in Ihrer Zelle verborgen bleibe, und mit allem bekannt werde. Des Nachts führen Sie

Sie sie im Kloster herum und zeigen ihr alle Winkel, alle Plätze aufs genaueste. Theodore ist schon hier und hält sich verborgen in einem Gasthose auf. Morgen Nacht machen Sie sich gefaßt, Ihre Schwester in Ihrer Zelle zu empfangen. Morgen Nacht bringe ich sie mit. — Er hielt Wort. Die folgende Nacht brachte er sie zu mir. Die Freude des Wiedersehens hätte uns in ihren ersten Ausbrüchen beinahe verrathen, hätte uns Zamponi nicht erinnert, wo wir wären. Ich gab Theodoren einen Nonnenhabit, und zwischen mir und ihr war kein Unterschied mehr. Ein wenig half Zamponi nach, indem er ihre Wangen blässer schminkte, und sie bat, diese Schminke einige Zeit fort aufzutragen, bis sie völlig im Kloster eingewohnt wäre. Ich führte Theodoren allenthalben im Kloster herum, auch machte ich am Tage Versuche mit ihr, sie kniete sich in die Kapelle, und lernte meine Rolle bald. Ist werden Sie sich auch jenes Wirakel erklären, daß ich einmal vor dem Altare kniete, und mich zu gleicher Zeit in dem Zimmer der Oberin bey Ihnen befinden konnte. Meine Angst war damals sehr natürlich. Sie, die Oberin, mit den beyden Nonnen giengen in die Kapelle, und fanden mich knieend dort,

während Sie mich im Zimmer der Oberin gelassen hatten; erstaunt standen sie da! — Ich ließ Ihnen aber keine Zeit, ganz zur Besinnung zu kommen, da vielleicht bey kalter Untersuchung alles entdeckt worden wäre, sondern schlich Ihnen nach, trat in die Kapelle, und affectirte über den Anblick meines Ebenbilds eine Ohnmacht. Alles eilte mir zu Hülfe, man vergaß meine Schwester, die dadurch Zeit gewann, zu entweichen, und war mit mir beschäftigt. Man brachte mich auf mein Zimmer, ich ward krank. Meine Schwester durfte nicht in meine Zelle, und mußte sich hie und da im Kloster verbergen. Daher kam es, daß man mich während meiner Krankheit bald da, bald dort sah, während ich im Bette lag. Die Nacht kam, in der ich entführt werden sollte. Ein Schlafrunk, in den Trank der Wärterinnen geworfen, schlieferte sie ein; während dieser Zeit eilte ich aus dem Bette, (Sie hatten mir noch an demselben Tage das Abendmahl gereicht und mich zum Tode bereitet) zog meiner Schwester ihre weltlichen Kleider an und eilte zur Pforte hinaus. Meine Schwester lag nun statt meiner im Bette, als die Wärterinnen erwachten glaubten sie mich im Bette, es war aber Theodore, meine Schwester.

Nicht

Nicht weit von der Pforte hielt mein Geliebter Rinaldo mit einem Wagen und glücklich eilten wir davon. Zamponi war indessen schon abgereist, den Prinzen von uns entfernt zu halten. Wir kamen auf Theodorens Landgute an, und ich war so glücklich, die Bedienten zu tauschen, die in mir ihre Gebieterin zu sehn glaubten. Ich hielt mich jedoch beständig verborgen, und immer ließ ich mich nur einem Bedienten auf einmal sehen, damit ich nicht zu Vergleichen unter ihnen Anlaß geben möchte. Das Gefühl der Freiheit in den Armen meines Geliebten machte mich so glücklich, als ich es auf Erden nur jemals wünschen konnte. Ich fand Theodorens Korrespondenz und orientirte mich darin bald. Es kamen Briefe vom Prinzen von M — o, ich hatte mich ganz in Theodorens Styl einstudirt und beantwortete sie so, daß zwischen meinen und ihren Antworten kein Unterschied war. Ich beschloß, meine nun immer näher herankommende Entbindung in einer entfernten Stadt zu erwarten, damit nicht etwa der Prinz durch die Bedienten etwas erfahre, und dadurch ein schwarzer Verdacht auf Theodore fallen möchte. Wir reisten, unter dem Vorwand einer Lustreise, in eine entfernte Stadt. Dort ward ich von einem

Knaben entbunden, der aber auch schon am zweyten Tage nach seiner Geburt starb. Nach geendigten Wochen kehrte ich an der Seite meines Geliebten wieder auf unser Landgut zurück.

Ist wär' es billig gewesen, meine edle großmüthige Schwester, die mir ihre Freyheit und alles aufgeopfert, mir die Geheimnisse ihrer Liebe anvertraut hatte, die sich willig unters Joch des Klosters beugte, mich vor Schande und Unglück rettete, wieder aus ihrem Kerker zu erlösen. Aber das Gefühl meiner Freiheit übertäubte mich, ich lebte in den Armen meines Geliebten, auf dem prächtigen Landsitze, schwelgte in Wollust an der Seite meines Geliebten, und konnte es im Strudel jener Wonnegefühle schändlich vergessen, daß die Besizerin dieses Landhauses, die Schöpferin aller meiner Freuden, für mich im Kerker schmachte. —

So war ein Jahr verflossen, ich wollte ins Kloster zurückkehren, aber ist fieng es mir erst recht an, in der Welt zu gefallen. Ich blieb noch ein Jahr, und der armen Theodore ward ganz vergessen. Wie peinlich muß ihre Lage gewesen

gewesen seyn? getrennt vom Geliebten, keine Nachricht von ihm, keine von mir — vielleicht im Kloster für mich zu verwesen — ihre Leiden müssen groß, sehr groß gewesen seyn! Zwey Jahr: schwamm ich am Halse meines Geliebten in verbotner Lust, und würde nie zurückgekehrt seyn, hätte mich nicht ein schrecklicher Schlag aus meinem sträflichen Taumel aufgeschreckt.

An einem Abend lag ich in den Armen meines Geliebten auf dem Sopha, er drückte mich liebevoll an seine Brust, und ich spielte mit seinen Locken. Plötzlich rauschte die Thüre auf — wer beschreibt unsern Schrecken, als wir den Prinzen von M — o erblickten. Hah! Ungetreue! donnerte er mich an, so lohnst du meine Liebe? und kaum hatte er das ausgeredet, als er meinen Geliebten niederstach — er sank aus meinen Armen und winselte in seinem Blute. Auch mich wollte er morden. Halt ein, Unseeliger! rief ich, Du bist irre. Es ist nicht Theodore, ich bin Pauline. — Hah Du? rede, wo hast Du meine Schwester hingebracht? —

Erst sorgen Sie für das Leben dieses Mannes wenn es anders noch zu retten ist, sagte ich,

P 4

dann

dann sollen Sie das Uebrige alles erfahren. Seine Bedienten mußten Rinaldo verbinden, man übergab ihm der Pflege eines Wundarztes, der sein möglichstes zu thun versprach, aber stark an seinem Leben zweifelte.

Der Prinz riß mich aus dem Zimmer hinab in den Wagen, und fuhr mit mir fort. Wo ist meine Braut? wo ist sie? fragte er hastig. Ich entdeckte ihm alles, und er wunderte sich nicht wenig über die seltsame Verwicklung unsres Schicksals. Ich empfahl ihm Behutsamkeit, er versprach mir alles, und so reisten wir wieder hieher. Wir hielten uns still in einer uns bedeutenden Kneipe auf. Am Abend gieng ich zur Pforte. Ich fand die arme Theodore noch treulich mein Amt versehen, sie hatte sich nichts merken lassen, und Niemand hatte den geringsten Unterschied zwischen mir und ihr bemerkt. Der Gram hatte sie etwas entstellt. Ich gab ihr ein weißes Linonkleid, und sagte ihr, daß sie um Mitternacht abgeholt werden würde. Ich hatte keine Lust, wieder ins Kloster zu gehn, und bat den Prinzen, auch mich wieder mit zu nehmen. Er versprach es mir, und hieß mich im Gasthose warten. Ich war ebenfalls in weißen Linon gekleidet, so wie Sie mich

mich auch denselben Tag im Kapittel gesehn haben. Nachts um zwölf Uhr fuhr der Prinz sachte an das Kloster. In einiger Entfernung ließ er den Wagen halten, und wie ich in der Folge erfuhr, hat er Theodoren auch glücklich entführt. Aus Rache hatten sie mich im Gasthose sitzen lassen, und waren vom Kloster grade zum Thore hinaus gefahren. Ich wartete indessen im Gasthose eine Stunde um die andre, niemand kam, meine Angst wuchs mit jeder Minute. Vielleicht sind sie unglücklich — oder haben dich aus Rache sitzen lassen. Dies letzte war mir wahrscheinlich, ich eilte nach dem Kloster um meine Person wieder anzunehmen, die Theodore großmüthig zwey Jahre und sechs Monate für mich gespielt hatte. Es war Morgens gegen zwey Uhr, als ich mit Hülfe meines Nachschlüssels die innre Pforte bereits geöffnet hatte, und ich wäre in meine Zelle geschlichen, hätte meine Nonnentleidung wieder angezogen, und niemand wär meine dritthalbjährige Abwesenheit im Kloster gewahr worden, hätte mir nicht die Nonne begegnet, die mich eben traf, als ich zur Pforte herein kam, und wäunte, ich habe entspringen wollen. Nun wird Ihnen in meiner Geschichte nichts mehr dunkel seyn. Wie ich meinen Todestag

so genau vorher sagen konnte, das fällt Ihnen vielleicht auf? Aber Sie wissen alles, und, was soll ich's Ihnen verhalten —? Ich führte Schleichgift bey mir, und wußte den Grad seiner Wirkung. Ich fürchtete schwere Strafen, vielleicht auf Lebenslang eingemauert zu werden, dadurch wollte ich meinen Tod beschleunigen, und meine Leiden endigen. Ich nahm das Schleichgift ein, und hatte die Tage berechnet, in denen ich endigen werde. Sie sind erfüllt — das Gift wirkt — und bald bin ich nicht mehr. Gott wird sich meiner erbarmen — Aber auch das will ich gestehn — nach dem Verhältniß meiner Verbrechen, muß ich an Gottes Barmherzigkeit verzweifeln. Wenn Sie dieses lesen, bin ich nicht mehr — Denken Sie von mir, was Sie wollen.

Pauline,

gebörne Prinzessin von **U** —



Der

Der Graf Rinaldo

zur Fortsetzung.

(Aus seinen Papieren.)

Man hatte mich schlecht verbunden; und der Wundarzt zweifelte an meinem Aufkommen. Ich hatte lange in einer todtenähnlichen Betäubung gelegen. Als ich erwachte, fand ich mich auf einem Bette, ein Bedienter saß neben mir. Ich erkannte Samponi. Sie sind an allem Schuld, sagte er, warum brachten Sie Paulinen nicht wieder ins Kloster zurück? Ich habe gethan, was ich konnte, länger konnte ich den Prinzen nicht aufhalten — Ich schrieb einen Brief an Sie, und warnte Sie; aber wahrscheinlich haben Sie den Brief nicht erhalten?

Aber wie kommen Sie in diese Klostern?

Ihnen zu Liebe steckte ich mich darein, um den Prinzen beständig beobachten zu können. Aber Ihre Nachlässigkeit, Ihre Unbesonnenheit vernichtete alle meine guten Absichten. Sie sind in den gefährlichsten Händen. Der Prinz wird

wird. Sie nie wieder aus Taglicht kommen lassen.

Jch. Aber wo ist Pauline?

Sampsoni. Sie ist mit dem Prinzen nach den Ursulinerkloster gereist, um Theodoren abzuholen, und Ihre traurige Rolle wieder anzutreten.

Jch. Ich zittere für Paulinen.

Sampsoni. Seyn Sie ruhig. Er darf, er wird ihr nichts thun. Denn sein Schicksal hängt ihr von ihr ab. Aber Sie sind in den unglücklichsten Händen. Obwohl Ihre Wunde nicht tödtlich ist — so wird der Prinz doch alles anwenden, Sie zu vernichten. Lassen Sie uns fliehen — und dann — dann auf Rache denken.

Jch. Aber wie entfliehn?

Sampsoni. Lassen Sie mich sorgen. Der Prinz wird so bald nicht zurück kehren. Er muß durch Umwege hieher reisen, um sich vor Nachsetzung aus dem Kloster zu sichern. Zu
gleich

gleich habe ich ihm den Rath gegeben, einen seiner Bedienten zum Scheine mit einem Mädchen fliehen zu lassen, und ganz entgegengesetzte Stationen zu nehmen, damit die Verfolger getäuscht werden. Er darf sich hier nicht als Prinz zeigen, weil die ganze Sache, und besonders die Entführung seiner Braut aus dem Kloster ein Geheimniß bleiben muß.

Nach einigen Tagen, als meine Wunden es wieder zuließen, das Bette zu verlassen, wurden den Anstalten zur Flucht gemacht. Zamponi hatte schon vieles vorbereitet und seiner Fürsorge allein dank' ich meine Freyheit und mein Leben. Er heilte meine Wunden, und schmiß die Pflaster des Wundarztes zum Fenster hinab, weil er versicherte, sie wären auf Befehl des Prinzen so eingerichtet, daß sie Gift in meine Wunden bringen sollten. Wir entflohen in einer Nacht vom Landguth. In der ersten sichern Gegend verwandelte mich Zamponi auf täuschendste. Er gab mir andre Haare, färbte meine Augenbraunen, und mein Gesicht dunkler, und tauschte meine Kleider. In M* * sagte er, treffen wir uns; wählen Sie die unbekanntesten Wege. Ich will nicht wissen, wenigstens vor der Hand nicht, welchen Weg

☉

Sie nehmen, oder wohin Sie sind. Ein Seitenweg verbarg ihn vor mir in den Wald, und ich wandte einsam meiner Straße daher. In meiner Westentasche fand ich Wechsel auf ansehnliche Summen. Mein Plan war nach * * o * a. Ohnerkannt kam ich dorthin und ruhte einige Wochen dort aus. Meine Wunden, und mein durch jenen ansehnlichen Blutverlust geschwächter Körper vertrug keine anhaltenden Reisen. Von da reiste ich weiter; und ich weiß nicht, wie es kam, ich kam dem Landhause näher, wo ich einst das Abenteuer mit der Gräfin Velsfort gehabt hatte. Eine unwiderstehbare Neugierde zog mich an, unter meinem fremden Namen, der Gräfin meine Aufwartung zu machen. Ich stieß mich melden. Der nämliche Bediente war es noch, den ich ehemals bey ihr gesehen hatte. Er kam bald zurück und sagte mir: Die Gräfin sey heute etwas unpaß, morgen wünschte sie mich zu sprechen, ich möchte indessen, wenn mirs gefällig sey, in ihrem Schlosse bleiben, weil ohnehin der Abend zu dämmern begann. Ich nahm ihre Einladung an, und machte einen Gang in den Park. Es war noch alles so, wie es gewesen war. Niemand war im ganzen Park zu spüren. Eine traurige Stille herrschte

te

te über dem Wäldchen. Die Abendsonne erleuchtete hie und da eine einzelne Parthie, der Springbrunnen plätscherte, die Kaskade rauschte — aber Niemand war da, der die Schönheiten genoß. Einsam standen die Statuen da und sahen traurend einander an. Der Flora schien die Sonne ins Gesicht, und erhellte ihr lächelndes Antlitz, aber sie lächelte für Niemand. Blumen dufteten, niemand schien ihrer zu achten. — Ich kam in jene Rotonde, wo das Grabmal stand, auch das war noch alles so, doch schien es vernachlässigt, und diese Gegend minder besucht als sonst. Hie und da waren die Wege mit Gras durchwachsen, Maulwürfe hatten die Sandwege durchritten. Kröten und Laubfrösche krochen und hüpfen ehnzgestört drüber hin. Ich verließ diese Gegend, wo mir das Andenken an jeden Schritt neue Schauer erregte. Von da kam ich auf einen dunkeln Platz im Walde, wo hohe Eschen und Birken einen einsamen mit Weerlinsen überwachsenen Teich umzäunten. Die Eschen säuselten so schwermüthig — die Stille der Gegend trug auch das Ihrige bey, und mir wards schwer in meinem Herzen.

Ich.

Ich verließ diese Gegend mit Schauer und gieng auf der entgegengesetzten Seite des Teiches in den Wald. Der Weg gieng aufwärts. Ich war nie in diese Gegend des Parks gekommen, und Meugler trieb mich vorwärts, als ich die Anhöhe erreicht hatte, stand ich in einem weiten Amphitheater, das die Gränzen des Waldes bildete, und aus dem ich die Aussicht auf einen Wiesenplan gewann, über den ein Weg in ein gegenüber liegendes niedriges Gebüsch führte. Die Sonne schien noch schwach, als ich über die Wiese nach dem Gebüsch zu schlenderte. Guter Gott, dachte ich so bey mir selbst, welche Freuden könnten die Menschen genießen! und wer ist's, der sie hindert, deine Gaben nicht im vollsten Maas zu genießen! — Niemand, als die Menschen selbst. Warum mußte ich eine unglückliche Leidenschaft zu Paulinen nähren? Warum mußte ich zum Mörder des guten Gatten werden, um den Laura trauert, dessen Tod ihr alle Freuden entriß! — Sie hat diesen schönen Park — und wie es scheint, genießt sie ihn nicht — Kann ich ihn genießen? Nein — auch ich habe mir mein Leben vergiftet — Pauline! was ist aus dir geworden? Gott! und was wird aus mir werden? — So in meinen Gram versenkt, wandte ich dem Gebüsch

Gebüſche zu, Nachtigallen ſangen ihr ſchmerz-
terndes Lied — Graſmücken zwitſcherten —
Fremde Düfte umwallten mich. Ich bemerkte
fremde Holzarten. Junge Zedern ſchwankten
in die Höhe, die Aegyptiſche Baſſampappel
duftete, Myrthen, Roſen, Roſmarin und
Sittim ſpendeten ihre Wohlgerüche in die laue
Abendluft. Dieſer Theil des Parks war, wie
es ſchien, nicht längſt angelegt.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß beim
Eintritt in dieſen Buſch alle meine traurigen
Gedanken mich verließen, daß mein Geiſt heit-
rer wurde und mein Herz geſtärkt und freyer
ſchlug. Ich kam auf dieſem Wege auf einen
freyen Platz und ſtand vor einem Aegyptiſchen
Gebäude. Es war aus Werkſtücken von Gra-
nit maſſiv erbaut, die Thüren waren von
Bronze, nach Aegyptiſcher Art, oben enger
und am Fußboden weiter. Symbole, kufiſche
Schriften und hieroglyphiſche Baſreliefs waren
über der Thüre angebracht und gaben dem Ge-
bäude ein überaus myſtiſches Anſehn. Von
der Thüre rechts ſtand in einer geringen Ent-
fernung ein Obeliſk von grauem Marmor, auf
allen Seiten mit Hieroglyphen behauen. Ueber
der Thüre des Gebäudes fand ich die Worte:

Q

Tem

Tempel der Vergangenheit. Ich versuchte die Thüre zu öffnen, aber sie war verschlossen. Ich kehrte um, und sah in einen langen Gang, der nach dem Schlosse führte, und wovon aus dieser Tempel einen herrlichen Prospekt geben mußte. Lange stand ich noch vor dem Gebäude und staunte es an — gewiß wollte sich Laura jene Zeiten zurück rufen, wo sie in jenem Vaterlande der Mythologie und des Sonderbaren war — Daher die Aufschrift: Tempel der Vergangenheit. Daher jene Pflanzen Aegyptens und das Heitre der ganzen Parthie. Ich gieng nach dem Schlosse. Der Tempel lag etwas erhöht, und stieg zwey steinerne Treppen hinab, zu deren beyden Seiten sich zwey Sphinxen in kolossalischer Größe von rothem Granit gelagert hatten, und den Weg zum Tempel der Vergangenheit zu bewachen schienen. Wie symbolisch! dachte ich bey mir. Riesengroße Ungeheuer legen sich in den Weg zum Tempel der Vergangenheit —! Auch sie fühlt es, daß jene Zeiten nie zurück kehren werden, daß sich ein Weltmeer, daß sich Riesenverhältnisse vor ihr aufthürmen, und ihr den Weg zu jener seligen Vergangenheit versammeln. Indem stand der Bediente bey mir. Ich suchte Sie allenthalben, sagte er, ist nicht

nicht gefällig zum Abendessen zu gehn? Ich folgte ihm ins Schloß. Oder wollen Sie lieber im Park speisen? fragte er mich noch auf dem Wege. Ich wünschte im Schlosse zu speisen, weil mich der Park traurig gemacht hatte. Selbst der Tempel der Vergangenheit hatte in mir die traurigsten Eindrücke hinterlassen. So lachend er mir entgegen stand, erinnerte er mich doch nur an meine besser verlebten Tage, und der Blick in meine Zukunft ward finster. Ich fand eine schmackhafte Abendtafel und ausgetrübte Weine. Bey Tische erkundigte ich mich bey dem Bedienten, was der Gräfin fehle. Ich glaube, sie zehrt sich aus, sagte er, es ist eine Gemüthskrankheit. Hat sich kein Freund, kein Geliebter, bey ihr eingefunden? fragte ich, der sie tröstet?

Zu hunderten! aber da sitzt sie im Tempel der Vergangenheit, und wenn sie zurückkömmt, ist's als wär' sie der Welt entzogen —

Was ist in diesem Tempel der Vergangenheit? fragte ich den treuherzigen Diener.

Er legte den Finger auf den Mund und sagte: ich weiß es nicht. Läßt sie es auch Niemand sehen? Nein; sagte der Diener, noch

2

kann

kann sich niemand dessen rühmen. Ich fragte weiter: woher die Traurigkeit der Gräfin komme? und erfuhr, was ich schon wußte; nur in ein mystisches Dunkel gehüllt. Anfangs, setzte er hinzu, sey sie nicht abgeneigt gewesen, wieder zu heirathen, aber seit ihr der Geist ihres Gemahls erschienen sey, habe sie ein Gelübde gethan, nie wieder zu heirathen. Ich fragte, ob sie das Grabmahl ihres Mannes noch besuche? Nein, da ist sie seit vier und mehreren Jahren nicht hin gekommen; ein Gespenst hat sie dort erschreckt. Ich wünschte den Tempel der Vergangenheit zu sehen, und bot dem Bedienten Geld — aber er war mit nichts zu bewegen, und sagte, daß die Gräfin die Schlüssel selbst habe. Nach Tische trat ein junger Mann herein, den ich gleich beym ersten Anblick für Nizeforo hielt. Er war es. Mich erkannte er lange nicht, bis meine Stimme mich endlich verrathen hatte. Sie sind Marchese Rinaldo, wie kommen Sie hieher? sagte er und schien betroffen. Es ist mir indessen lieb, fuhr er fort, als ich ihm etwas, was mich gütändte, gesagt hatte, Sie noch einmal zu sprechen und nachdrücklich für Zamponi zu warnen. Er ist ein großer Bösewicht, wissen Sie, was damals sein Plan war, als er
ber

der Gräfin den Geist ihres Gemahls erscheinen ließ?

Wie? er?

Ja er, und kein andrer war es, der mit Hülfe künstlicher Maschinerien und eines Vertrauten unter den Bedienten, jenes Spektakel machte, womit er die Gräfin um ihre Heiterkeit brachte.

Aber der Geist?

War er selbst, verkleidet, und im Gesichte gemahlt wie der verstorbene Graf, und die Stimme aus dem Grabe machte er mittelst eines Sprachrohrs nach.

Ein Bedienter war mit ihm einverstanden, und das Gewitter, das damals entstand, hatte er als ein geschickter Meteorolog vorher gesehn, die Natur kam ihm zu Hülfe.

Aber weiß die Gräfin, daß es Betrug war?

Hundert Mal — tausend Mal hab' ichs ihr vorgesagt, der Bediente hat seine Schurkerei auf seinen Knien vor ihr selbst gestanden. Aber ihr feines Nervensystem ist einmal durch jenen großen Auftritt erschüttert, welcher durch die Vorurtheile ihres Vaterlandes um so mehr

Eindruck gemacht hat. — Sie läßt sich einmal nicht ausreden. Und eine Schwermuth, die mir mein Herz abfriszt, und dämmert ihre Sinne und macht sie empfindungslos für alle Freuden der Natur. —

Aber was mag Zamponi dazu bewogen haben? fragte ich Nizesoro.

O! es ist abscheulich — es ist Himmels schreyend von dem Bösewicht. Er war in sie entbrannt, aber sie konnte ihn nicht sehen, den Bösewicht, der sie aus des Waters Armen gerissen hatte.

Und was bewog ihn, sie aus Kairo zu entfernen?

Geldsucht! Gewinnsucht! Und als der Bube sah, daß sie ihren Gatten liebte, war er eifersüchtig auf ihr Glück. Er verwickelte den Marchese Velsiori in jene Intrigue, wo er als Opfer seiner Rache durch Ihren Degen fiel —

Großer Gott! rief ich aus, ist's möglich?

Noch mehr, fuhr Nizesoro fort, er war kühn genug, Lauras Liebe — oder, was weiß ich? zu suchen, aber sie drohte ihn der Gerechtigkeit zu überliefern, wenn er sich je wieder hier herum blicken ließ. Da vergiftete er ihr Leben,
erhißte

erhigte ihre Einbildungskraft — o! er hat sich fürchterlich gerächt. Fürchterlicher, als wenn er sie gemordet hätte.

Liebt sie Sie nicht mehr?

Für die Liebe, fuhr Nizeforo seufzend fort, ist sie auf immer verlohren, auch für mich. — Freundschaft gönnt sie mir — aber unter der Bedingniß, nie mit ihr von Liebe zu sprechen. Beständig verfolgt sie in ihrer Einbildung der Schatten ihres Mannes. Ich besuche sie — Sie selbst bittet mich, sie nicht zu verlassen, aber ich darf sie nur zu gewissen Stunden des Tages sehn, und allezeit im Beiseyn jenes jungen Mädchens, das Sie wohl auch gesehen haben werden.

Ich. Wer ist dies Mädchen?

So viel ich weiß, eine Tochter ihres Mannes von seiner frühern Liebe mit dem Kammermädchen seiner Mutter. Sie hält es wie ihr Kind — läßt ihm eine gute Erziehung geben, und giebt sich außerordentliche Mühe ihr Herz auszubilden. Dieser Zug allein macht sie der Hochachtung eines jeden edel denkenden Mannes werth. Ueber die Herkunft dieses Kindes zieht sie einen Schleier, und wird das gute Mädchen in der Folge legitimiren lassen. Ich beneide

einst den Mann, der dies holde Geschöpf zur Gattin bestimmt.

Wissen Sie, was der Tempel der Vergangenheit enthält? fragte ich ihn.

Da fragen Sie mich zu viel, versetzte Nizeforo. Ich selbst war nie so glücklich, in sein Inneres zu schauen. Und alle meine Bitten und Fragen waren vergebens, ja, sie schien empfindlich, wenn ich anhaltend bat. Niemand als sie und das Mädchen haben das Innre des Gebäudes gesehen. Fremde Baumeister haben es gebaut, und mir ist es nie möglich gewesen, etwas zu erfahren.

Es sind doch Fenster darin, freilich unterm Dache, wär' es nicht möglich mit Hülfe einer Leiter? —

Auch das haben wir gethan, fiel er mir ins Wort. Allein, was meinen Sie? vor den Fenstern sind inwendig Flöze dicht und sorgfältig vorgezogen, und unsre Mühe war umsonst.

Am andern Morgen machte ich der Gräfin meine Aufwartung, unter meinem angenommenen Namen; denn Nizeforo hatte mir widerrathen, mich zu erkennen zu geben, weil sie bey meinem bloßen Namen zitterte, und die Erinnerung an jene Nacht dadurch zu lebhaft erneuert

neuert würde. Ich fand sie sehr freundlich, aber die Niedergeschlagenheit ihres Geistes zeigte sich unverkennbar auf ihrem mit Gramgewölkt umflorten bleichen Gesichte. Eine Stunde un- hielt ich mich mit ihr von gleichgültigen Dingen, ich merkte ihr bald an, daß ihr die Unterhaltung lästig falle, und nahm Abschied von ihr.

Sie sehen, sagte mir Nizeforo, als er mich herausbegleitete, wie sehr sie sich verändert hat. So ist sie gegen alle. Ich bin zu bedauern, denn nie kann ich Liebe von ihr erwarten. Ich habe ihr versprechen müssen, bey ihr zu bleiben, um die Geschäfte des Hauses zu dirigiren; und ich will bey ihr bleiben, ihre Leiden theilen, da ich sie nicht lindern kann. Er bat mich, noch einige Zeit bey ihm zu bleiben, aber ich nahm Abschied und verließ das traurige Schloß, wo ein Engel weinte, an dessen Unglück ich große Schuld hatte. Ich setzte meinen Weg ununterbrochen nach * * o * a fort. Hier fand ich Zamponi. Ich verschwieg ihm sorgfältig meinen Aufenthalt auf jenem Schloße und er legte mir ihre Pläne vor, wie ich mein Volk beglücken, wie ich regieren sollte.

Regieren? fragte ich. Habe ich Sie recht verstanden.

Q 5

Zam:

Zamponi. Ja! Sie sind ja der einzige Erbe Ihres Bruders.

Ich. Aber mein Bruder ist nicht todt.

Zamponi. Wenigstens wird er nicht lange mehr leben.

Ich. Fürchterlicher Mensch! was hast Du gethan?

Zamponi. Thor! Du bist des Glückes nicht werth, das ich Dir bereitete!

Ich. Aber um welchen Preis?

Zamponi. Die Zwecke heiligen die Mittel. Laß uns das icht nicht überlegen. Der Zweck ist Dein Glück. Laß uns sorgen, daß Du glücklich wirst. Das Wie? nehme ich auf mich. Glaubst Du, wenn man das Wie? untersuchen wollte, wie mancher Monarch zum Throne, mancher zur Herrschaft und zu seinem Erbtheil gekommen wäre, wohin würden wir da gerathen? Brüder hätten wir unendlich viele, und vielleicht noch schrecklichere, als wir sind.

Ich. Zamponi! Sie sind ein Meisterredner, wenn es drauf ankommt, einen ehrlichen Mann zum Vuben zu machen.

Zamponi. Lassen Sie uns keine Zeit verlieren. Lassen Sie uns eilen, daß wir in der Nähe sind.

Fort

F o r t s e t z u n g
des
Herausgebers Luigi M * * *.

Der Graf, dessen ganzes Leben ein Gewebe tollkühner Abenteuer gewesen, und der zu tief in die Schlingen des Bösewichts Zamponi verstrickt war, eilte mit ihm seine Grafschaft in Besitz zu nehmen. Mit Gift hatte der Bösewicht Zamponi den Marchese Sebastiano und seine lebenswürdige Gattin, eine Verwandte des Königs von M * * * vergiftet. Er hatte einen furchtbaren Plan, und nichts geringeres im Sinne, als wenn er Rinaldo in den Besitz der Grafschaft gebracht hätte, schwere Summen Geldes von ihm zu erpressen und ihn zu seiner Kreatur zu machen. Denn die Art, wie er ihm zum Besitz der Grafschaft verholten hatte, machte Rinaldo auf ewig zu seinem Sklaven, und Gott weiß, was Zamponi nicht noch ausgeheckt hätte, wäre mit dem Gewissen des Kammerdieners des Grafen Sebastiano nicht auch die göttliche Rache erwacht. Zamponi hatte diesen Menschen durch vieles Geld erkaufte, seinen Herrn und seine Gemahlin, die
sich

sich eben zum ersten Mal in guter Hoffnung befand, mit Gift hinzurichten. Das Geld hatte diesen Menschen geblendet, er hatte die That vollbracht. Aber als er sah, wie die arme Gräfin rang, wie sie wimmerte und um Hülfe schrie, und alle Heilkraft vergebens war, da lief er freywillig fort und bekannte alles. Man hielt ihn für wahnsinnig, aber er bekehrte es, Zamponi habe ihn zum Morde gezwungen, und ihm das Gift gegeben. — Er habe es dem Grafen und der Gräfin in der Chocolade beygebracht.

Man versicherte sich seiner Person. Geduldig gieng er in den Kerker, weil ihm sein Gewissen, wie er sagte, an keinem Orte Ruhe ließ. Bey der Leichenöffnung fand man das Gift, und bey der Gräfin einen gesunden Knaben, der mit seiner Mutter den Tod erhielt, noch eh' er das Lebenslicht gesehen hatte. Der König von N * * * I nahm sich seiner unglücklichen Verwandtin an. Eben als Rinaldo mit Zamponi taumelnd vom nahen Glück und dem Gelingen ihrer Plane der Residenz entgegen eilten, wurden sie auf Befehl des Königs verhaftet, und als Staatsgefangne nach Kastell Uchjo, ohnweit Neapel, gebracht.

Zam

Zamponi starb auf dem Schaffotte. — Bey seiner Untersuchung war man auf eine Menge greulicher Verbrechen gekommen, und mehrere Mordthaten lasteten auf seiner schwarzen Seele. Auf der Folter hatte man ihn um die Geheimnisse des Ordens, unter dem er war, und um seine Mitglieder gefragt, aber er hatte nichts gestanden. Als man ihm sein Todes- Urtheil vorlas, rief er tollkühn aus: Ich will euch noch mehr sagen, warum ich den Tod verdiene habe. Ihr wißt doch, daß der Prinz von M — o am Schlage gestorben ist? Daß seine Braut, Prinzessin Theodore, sich auszehrt? Es ist mein Werk und bey allen Teufeln! nicht das geringste Werk meiner Rache, die ich an jenem Hause nahm, das mich so sehr beleidigt hatte. —

Schauder ergriff die Richter. Seht her! rief er ihnen zu, indem er Dolche und Gifte Gläschen aus einer verborgnen Tasche zog — ich könnte euer Blut- Urtheil verfluchen, dieses Gift — ein Dolchstich könnte euer Blut fest, das ihr mit meinem Kopfe dem Volke geben wollt, versteinern, aber nein — hier werfe ich meine Dolche weg — und euch gebe ich mein Gift. — Ich will einen großen Tod auf dem Schaffott

Schaffott sterben. Ich will, daß mich und meine Thaten die Nachwelt kennen, und vor meinem Andenken noch schauern soll. — Aber Niemand aus dem Volke erfuhr seine Greus-
thaten. Er wurde mit andern Missethättern, die man wegen Hochverrath und Jakobinismus hinrichtete, auf der Blutbühne enthauptet. Eben dieses Urtheil war über meinen unglück-
lichen Freund den Grafen Ninaldo gesprochen; allein seine Jugend sowohl, und daß er von Zamponi verführt, und mehr nur mit in jene Verbrechen eingewilligt hatte, nachdem sie ges-
chehen, ohne sein Wissen oftmals geschehen waren, machte, daß ihm der König zwar das Todesurtheil publiziren ließ, aber noch am Tage, wo er seine Hinrichtung erwartete, in ewige Gefangenschaft verwandelte.

Niemand hat ihn erkannt. Denn auf Befehl des Königs ward sein Gesicht beständig mit einer aschgrauen Sammtmaske überzogen. Ein Kapuziner, Vater, der ihn zu seinem Tode vorbereitet und seine letzte Beichte gehört hatte, brachte mir das Paket, dessen Inhalt ich in diesen Bogen dem Publikum vorgelegt habe. Damals erwartete der Graf seinen gewissen Tod. Dieß bestimmte ihn, diese interessanten
Das

Papiere mir zu überschicken. Er wußte und konnte nicht glauben, daß der König sein Urtheil ändern werde. Ich zweifle, ob er sonst diese Papiere mir zugeschiekt habe. Ob er — da ich dieses schreibe, noch lebt, weiß ich nicht — und habe keine Hoffnung, vielleicht je etwas wieder von ihm zu erfahren. Es sey dann, daß sein Beichtvater, der Kapuziner, der mir diese Papiere zugestellt hat, und wieder nach Neapel reist, ihn nochmals sprechen und mir etwas schreiben sollte, was ich aber nicht gewiß bestimmen kann. Der Graf ist noch jung; vielleicht schmachtet er noch Jahre lang in seinem Kerker unter der aschgrauen Maske. Vielleicht aber kürzt ein milderer Geschick ihm die Jahre zu Tagen.

Schleusingen,

gedruckt bey Carl Gottlob Hoffmann.

Verlagswerke zur Ostermesse 1800 von
Langbein und Klüger in
Mudolstadt.

- Kirchner, J. Cantor in Mudolstadt Kurzer Entwurf zu einem für künftige Landschullehrer nöthigen musicalischen Schulunterricht. 8. broch.
- Schellenberg, J. Ph. allgemein nützlichcs Unterrichtsbuch zur Bildung der Jugend in Stadt- und Landschulen. Pränumerationspreis 12 Gr.
- Vergnügen und Unterricht. Eine Monatschrift für Kinder ihre Lehrer und Freunde, zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung in und außer den Schulstunden. Herausgegeben von E. Langbein. 3r u. 4r Bd. mit 2 Kupfern u. Musik. 8. broch.
- Zwölf Lieber von J. S. Schink, in Musik gesetzt von J. Mettjessell. 4. broch.
- Freund, der falsche. Ein Roman der Miss Robinson in 4 Theilen. Aus dem Französi. übersetzt von W. Schenk. 1ster Th. mit Titelf. 8. broch.
- Glorioso, der große Teufel, 3 Thle mit Titelf. vom Verfasser des Rinaldo Rinaldini. 8. broch.
- Volterabend. Ein Schneck von E. W. Cramer, Verfasser des Jägermädchens. Kl. 8. mit Titelf. von Schule.
- Rosalinde, oder die gerettete Unschuld. Eine Auferstehungs-Scene. 12. mit Titelf. broch.
- Schwärmerin, schöne, von J. S. Schink. Kl. 8. mit Titelf. von Stözel. broch.
- Streifererzen, kleine, in die Litteratur der Ausländer für Damen; Bibliotheken Kl. 8. mit Titelf. von Stözel. broch.
- Donetta Spadora, die Giftmischerin aus dem Staatsarchiv des Hofes zu U****. Leider kein Roman.
- Ursulinernonne, die doppelte. Aus den Papieren des Grafen R**** mit der aschgrauen Maske.
- Carl der Zwölfte bey Bender. Ein Schauspiel in 5 Akten vom Verf. des Rinaldo Rinaldini. 8.

on

nts

mb

h.

lus

Ofs

r.

für

en

en

u.

o.

gt

oa

gt

h.

if.

o.

er,

if.

ue

g.

er

mit

nt

in

as

en

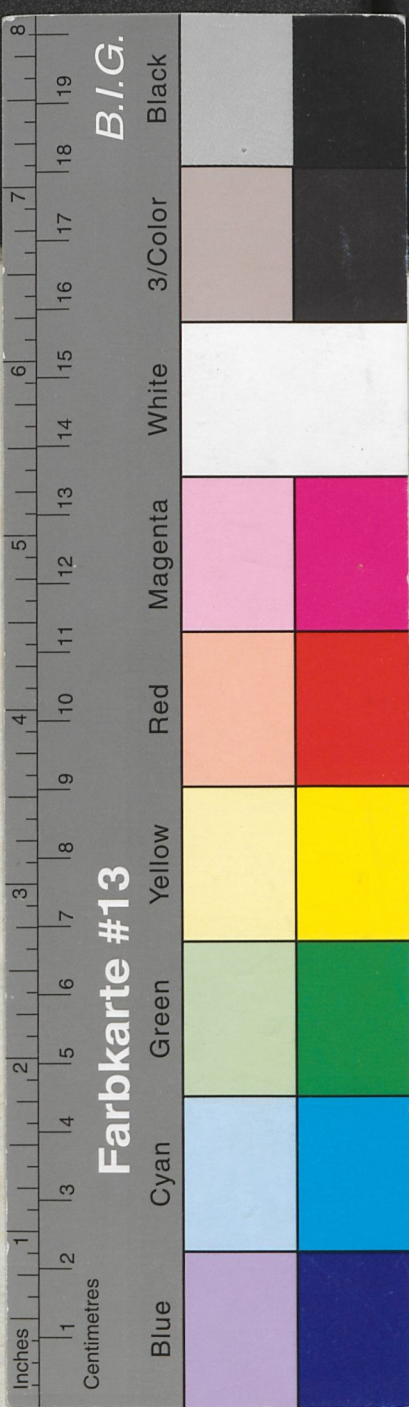
in

s.

Goe 56

(x226 0006)

149



Prinzessin Paulina

oder

Gattin, Mutter und Ursulinernonne
zugleich.

Aus den Memoirs des Grafen R * * *
mit der aschgrauen Maske.

Rudolstadt,
bei Langhein und Kläger.

1800.